LESEPROBEN

Inspiration

Der Weg zu dir selbst. Geschichten, die dein Herz stärken.

Alles Liebe, deine Andrea

Auf dem Weg zu mir

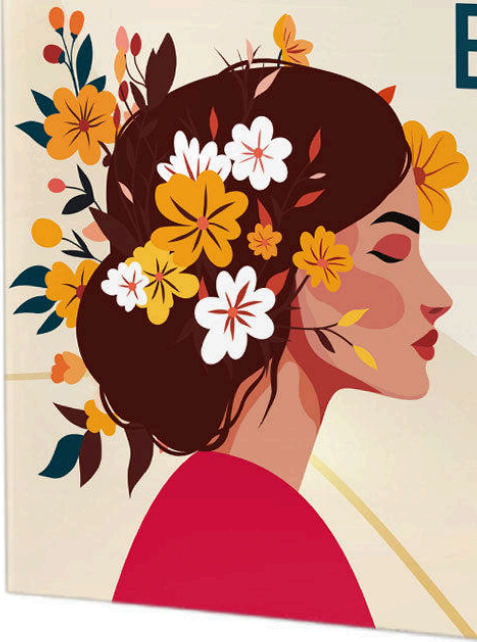
Und wenn ich es selbst wert bin. 3

Und wenn ich mich selbst liebe. 44

Und wenn ich mir selbst vertraue. 81

A.D. WILK

UND WENN ICH ES *selbst wert* BIN



SPIEGEL Bestseller

ROMAN KAWA

A.D. WILK

UND WENN ICH MICH *selbstliebe*



ROMAN KAWA

Weil du verdient hast, zu sehen,
wie wertvoll du bist.

1

Ich betrachtete mich im Spiegel. Das gleiche Bild wie an jedem Morgen. Ich wollte mögen, was ich sah, und irgendwie tat ich das auch. Ich lächelte mir entgegen. Mein Spiegelbild erwiderte das Lächeln nicht besonders überzeugend. Nein, es war das falsche Kleid. Ein rotes Sommerkleid mit kurzen Ärmeln und einem knielangen Rock, das perfekt zu meiner leichten Sommerbräune und meinen dunkelblonden Haaren passte. Es ließ mich strahlen. Es war wunderschön und doch … es zeigte einfach zu viel von mir.

Schnell zog ich es mir wieder über den Kopf, denn ich wollte Tommy nicht länger warten lassen.

Ich entschied mich für eine Jeans, die nicht zu eng saß, und ein T-Shirt mit einem witzigen Spruch. Die Bewohner würden es mögen. Zumindest die, die meinen Humor teilten.

Ich mache keine Pausen, ich sammle Geschichten.

Noch einmal betrachtete ich mein Spiegelbild. Das Lächeln war jetzt überzeugend. Ja, so fühlte ich mich wohl. Das Kleid hängte ich zurück auf seinen Bügel, wo es noch etwas länger auf seinen ersten Einsatz warten würde. Wir hatten es vor zwei Jahren gekauft, als Tommy und ich unseren ersten gemeinsamen Urlaub auf Mallorca

verbracht hatten. Er hatte es gemocht, doch ich hatte mich von Anfang an nicht wohl darin gefühlt.

Oder vielmehr sah ich mich gern darin, doch ich war nicht bereit, dass die Öffentlichkeit mich darin ansah.

»Marly, kommst du?« Er klang nicht genervt und doch löste die Frage ein paar Stresshormone aus ihren Verankerungen, die jetzt durch meine Blutbahnen schossen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war halb sechs. In einer Stunde startete meine Schicht. Tommy begann erst um acht Uhr zu arbeiten, doch er verbrachte den Morgen im Fitnessstudio. Wenn ich Spätdienst hatte, begleitete ich ihn manchmal. Meistens war ich dafür jedoch zu müde. Und außerdem … die Vormittage wollte ich eigentlich für mein Projekt reservieren, in dem ich mich genauso gern sehen würde wie in dem roten Kleid, das jetzt wieder im Schrank hing. Doch auch das Projekt traute ich mir nicht überzuziehen. In diesem Fall jedoch nicht, weil es mich nicht strahlen lassen würde. Nein, es war einfach zu groß für mich. Und außerdem …

»Marly?«

»Ich komme.« Ich griff nach meiner Strickjacke. Am Morgen war es noch zu frisch für kurze Ärmel. Wenn ich das *Haus Sophia* am Nachmittag verließ, würden mich die langen Hosenbeine schwitzen lassen. Doch zu diesem Zeitpunkt wäre ohnehin jedes Kleidungsstück zu viel und das Einzige, was ich dann brauchte, wäre eine Dusche.

Tommy stand bereits vollständig angezogen im Flur. Für einen Moment betrachtete er mich. Ich konnte seinen Blick nicht deuten. Suchte er nach etwas? Hatte ich doch das falsche Outfit gewählt? War die Jeans zu eng? Doch dann lächelte er liebevoll und vertrieb damit fast alle Gedanken, die mich zuvor verunsichert hatten. »Ich mag es, dass du morgens keine Stunden im Bad damit verbringst, dein Gesicht anzumalen. So kann ich *meine* Marly viel besser sehen.«

Die Worte waren sicher lieb gemeint, doch erneut lösten sie Unsicherheit in mir aus. Nein, ich schminkte mich nicht. Und ich wusste, dass Tommy mich auch ohne Make-up mochte. Außerdem

gab es keinen Grund, Lidschatten und Lippenstift zu tragen, wenn ich vollbepinkelte und anders besudelte Bettlaken wechselte. Doch das war nicht der Grund, aus dem ich darauf verzichtete.

»Lass uns gehen. Wir sind spät dran.«

»Und wessen Schuld ist das?« Er sagte es liebevoll und doch fühlte ich mich mies bei seinen Worten.

»Meine. Ich habe mein Outfit gewechselt.« Ich sagte es beiläufig, zog meine Sneaker an, die vor Jahren mal weiß gewesen waren, und griff nach meiner Tasche. »Wollen wir?« Ich zwang mich zu einem Grinsen. Manche Morgen begannen einfach mies.

Als wir eine knappe Minute später auf der Straße vor unserem Haus standen und uns auf den Weg zur U-Bahn machten, fühlte ich mich etwas besser. Zu dieser Uhrzeit war die Reichenberger Straße so ruhig, dass ich fast vergaß, dass wir uns mitten in Kreuzberg befanden.

»Mit wem arbeitest du heute?« Tommy verschränkte die Finger seiner linken Hand mit denen meiner rechten. Ich mochte es, dass wir auch nach vier Jahren Hand in Hand durch die Straßen liefen.

»Wenn alle kommen, die im Dienstplan stehen, sind es Jonas, Amanda von der Zeitarbeitsfirma und Gustav, der die Schichtleitung übernimmt, weil Gertrud noch krank ist.« Zu wenig Leute für die fast fünfzig Menschen, die wir betreuten. Mit Jonas kam ich in der Regel gut klar. Amanda mochte mich nicht und Gustav verteilte die Bewohner und die anderen Aufgaben so, dass er am wenigsten zu tun hatte und wir anderen noch weniger mit der Arbeit hinterher kamen, als es ohnehin schon der Fall war.

Doch ich beschwerte mich nicht. Das tat ich nie. Ich mochte meinen Job, auch wenn ich jedes Mal mitleidige Blick erntete, wenn ich jemandem erzählte, dass ich in der Pflege in einem Altenheim an der Grenze zu Marzahn arbeitete.

»Meinst du, du könntest Amanda heute mal ein bisschen Kontra geben?«

Jetzt war ich es, die die Augen verdrehte. »Wenn ich eine freie Minute finde, werde ich es tun.« Das würde ich nicht. Freie Minuten gab es nicht. Und wenn ich sie fand, nutzte ich sie, um den

Bewohnern ein bisschen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Ich mochte die meisten von ihnen. Okay, manche hatten nicht nur die Namen ihrer Enkelkinder vergessen, sondern wussten auch nicht mehr, wie man menschlich mit anderen Menschen umging.

Doch einige von ihnen waren mir so sympathisch, dass ich mich gern auf Gespräche mit ihnen einließ, für die ich eigentlich keine Zeit hatte. Dabei würde ich sie mir gern nehmen. Diese Menschen waren es, die mich schon während meiner Ausbildung zu meinem Projekt inspiriert hatten. Ihre Lebensläufe waren interessant. Sie hatten so viel erlebt und es stimmte mich traurig, dass all ihre Geschichten ungehört blieben. Dabei war jede einzelne von ihnen es wert, dass die Welt sie kennenlernte.

Oftmals erhielten sie keinen Besuch von Verwandten. Es gab nur sehr wenige Bewohner, die gelegentlich für einen Ausflug abgeholt wurden. Die meisten verbrachten ihre Tage allein in ihren Zimmern oder in den Gruppenräumen. Zwischen manchen hatten sich Freundschaften entwickelt. Doch sie waren nicht besonders tief, denn jeder von ihnen wusste, dass das *Haus Sophia* kein Zwischenstopp war. Oder vielleicht war es das. Ein Zwischenstopp, von dem aus sie die letzte Reise ihres Lebens antreten würden.

»Du musst dir diese freie Minute nehmen, Marly.«

Ich atmete tief durch. »Amanda steht heute nicht auf meiner Prioritätenliste.«

»Marly. Warum setzt du sie nicht endlich drauf?« Er klang fast wütend.

Ich hatte den Fehler begangen, mich einmal zu oft über diese Frau bei Tommy zu beschweren. Beschweren. Ja, ich beschwerte mich, wenn ich über sie jammerte. Wenn Tommy mich allerdings nach meinem Tag fragte, wollte er auch immer wissen, was sie wieder getan hatte. Und dann erzählte ich es ihm. Und weil Tommy schon das ein oder andere Coaching über seinen Arbeitgeber im Bereich Persönlichkeitsentwicklung mitgemacht hatte, wollte er mir immer wieder erklären, wie ich mich in bestimmten Situationen verhalten sollte. Aber er hatte keine Ahnung, wie sich

diese Situationen in der Realität anfühlten. Deshalb nützten mir seine gut gemeinten Tipps fast nie etwas und inzwischen war ich auch genervt von ihnen.

»Mal sehen.« Wir führten dieses Gespräch regelmäßig. Deshalb war ich froh, als wir die U-Bahn-Station am *Kottbusser Tor* erreichten. Hier würden sich unsere Wege trennen.

»Hab viel Spaß beim Training.« Ich stellte mich leicht auf die Zehenspitzen und küsste ihn.

Er erwiderte meinen Kuss. »Hab einen schönen Tag.« Mit einem Lächeln löste er die Verschränkung unserer Finger und drehte sich in die Richtung, in die sein Weg ihn führte. Ich stieg die Treppen zur Bahn hoch. Denn in diesem Teil der Stadt fuhr die U-Bahn oberirdisch auf über der Straße verlaufenden Schienen.

Ich wartete nicht auf das grüne Symbol der Ampel und überquerte die Skalitzer, während ich in meiner Tasche kramte, um einen Euro herauszuholen. Ich legte ihn der alten Frau, die an einen der riesigen Stahlpfeiler gelehnt saß, in den Becher und lächelte sie an. »Guten Morgen, Hilde.«

»Guten Morgen, Marly. Gott segne dich.« Ihre Stimme klang kratzig, ihr Gesicht wies die Spuren einer schlaflosen Nacht auf.

»Brauchst du noch einen Kaffee?« Ich sah zu dem kleinen Kiosk, der ein paar Meter entfernt stand. Eigentlich hatte ich keine Zeit, ihr einen zu kaufen. »Warte, ich bin gleich zurück.« Ich eilte zum Kiosk und fluchte innerlich, weil ein Mann vor mir ans Fenster trat. Nachdem er seine Zeitung bezahlt hatte, bestellte ich einen Kaffee mit viel Milch und Zucker.

Deniz, der Kioskbesitzer warf mir einen vertrauten Blick zu. »Du trinkst deinen Kaffee nicht mit Zucker.«

»Er ist für Hilde.« Ich deutete zu der alten Frau.

Deniz nickte, reichte mir den Kaffee und ein helles Brötchen. »Geht aufs Haus. Aber sag es ihr nicht.«

Lächelnd nahm ich den Becher und die Papiertüte entgegen. »Natürlich nicht. Mach ich doch nie.« Ich zwinkerte ihm zu, fragte mich für einen Moment, ob diese Geste zu viel war, und wandte mich dann ab. »Hab einen schönen Tag.«

»Du auch, Marly.«

Ich brachte Hilde die Sachen.

»Du bist ein Engel, Schätzchen.«

»Schau, dass du noch etwas Vernünftiges isst heute, ja?«

Sie lächelte nur matt, schnupperte an dem heißen Kaffee und versank wieder in ihrer Welt, die jetzt hoffentlich ein bisschen heller war.

Auch Hilde könnte Teil meines Projektes sein. Doch ich traute mich nicht, sie zu fragen, ob sie das wollte. Denn dies hätte bedeutet, dass ich jemandem davon hätte erzählen müssen. Auch vor Hildes Urteil hatte ich Angst.

Ich eilte die Stufen zum Bahnhof hinauf, doch als ich die Plattform erreichte, fuhr meine U-Bahn gerade davon. Mist! Die nächste würde zwar in ein paar Minuten kommen, doch meinen Anschlussbus würde ich verpassen. Das bedeutete, dass ich schon wieder zu spät kommen würde.

Resigniert ließ ich mich auf eine der Bänke sinken. Wieder einmal zeigte mir das Leben, dass Karma nur eine Erfindung von Leuten war, die anderen Angst machen wollten. Oder wie konnte es sein, dass ich etwas Gutes tat und Gustav dafür einen neuerlichen Grund gab, mich zu triezen?



Jetzt im Sommer war es hell, wenn ich morgens mit Bus und Bahn durch die Stadt fuhr. Im Winter waren die Frühschichten eine echte Herausforderung. In der hellen Jahreszeit blickten die Leute in den Öffis und an den Haltestellen ein bisschen weniger grimmig auf ihre Smartphones.

Ich scrollte selbst durch meinen Instagram-Feed und hatte keine Ahnung, welche Mimik ich dabei aufsetzte. Manchmal fragte ich mich, wer all die Leute waren, denen ich da folgte. Und, obwohl ich natürlich wusste, dass jeder nur die Sahnestückchen seines Lebens postete, fragte ich mich auch, wie sie es schafften, so toll auszusehen, solch fantastische Urlaube zu bezahlen und so viele Freunde zu haben.

Ich klickte auf meinen eigenen Feed. Es war Wochen her, seit ich selbst ein Bild veröffentlicht hatte. Ein großer Salat. Mein Geburtstagsessen.

Ich erreichte meine Haltestelle, ließ einem Mann in meinem Alter den Vortritt beim Aussteigen und überprüfte mein Äußeres, als ich um die Haltestelle herumlief und deren Rückseite mir mein Spiegelbild entgegenwarf. Für einen winzigen Moment sah ich mich in dem roten Kleid. Und für einen winzigen Moment bereute ich,

dass ich es nicht angezogen hatte. Für den Weg zur Arbeit. Denn in ein paar Minuten würde ich ohnehin einen Kasack darüber ziehen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war 6:33 Uhr. Verdammt. Ich beschleunigte meinen Schritt und rannte schließlich die Straße zum *Haus Sophia* hinauf. Schon nach wenigen Minuten kam mir Susi aus der Nachtschicht entgegen. Mal wieder hatte sie ihre Schicht ein bisschen früher als pünktlich beendet. Welche Überraschung! Ich verlangsamte meinen Schritt, um ihr trotzdem einen guten Morgen zu wünschen.

Sie strahlte mich an. »Frau Klein ist gerade gestorben. Sie steht auf deiner Liste. Tschühüss.« Sie winkte mir zu, zog genüsslich an ihrer Zigarette und spazierte dann weiter in die Richtung, aus der ich gerade gekommen war.

Ich stoppte und sah ihr nach. Frau Klein.

Ich schluckte den Kloß und das miese Gefühl hinunter, das die Diskrepanz zwischen ihren Worten und ihrem glücklichen Gesichtsausdruck ausgelöst hatte. Susi war schon seit zwanzig Jahren Pflegerin. Sie machte die Nachtschichten, weil ihr Rücken nicht mehr stark genug für den Frühdienst war. Und sie scherte sich nicht mehr darum, wenn eine Bewohnerin starb, weil es inzwischen vermutlich hunderte waren, die sie hatte gehen sehen.

Mir ging es anders.

Zwölf Minuten nach dem offiziellen Beginn meines Dienstes betrat ich das Dienstzimmer umgezogen und mit desinfizierten Händen. »Guten Morgen.«

Nur Gustav befand sich im Raum. Er starrte auf den Computermonitor, dessen Plastikrahmen breit genug war, damit wir dort Post-its anheften konnten. Es war ein alter Computer, ein altes Gebäude und die Bewohner zahlten nicht genug, damit der Träger es auf dem neuesten Stand halten konnte.

»Du bist zu spät.«

»Es tut mir leid.«

Ich betrachtete die Stecktafel. Zehn Bewohner waren mir zugeteilt, darunter die Verstorbene. »Wer hat Frau Klein gefunden?« Es erschien mir seltsam, dass ihr Tod schon festgestellt worden

war, wo doch ich die Erste hätte sein müssen, die das Zimmer an diesem Tag betrat. Frau Klein wohnte allein. Es musste also während einer Runde der Nachtschicht geschehen sein.

»Susi. Vor etwa vier Stunden auf ihrer Runde über die Station. Der Arzt war sofort danach da, weil er sowieso gerade auf einer anderen Station gewesen ist.« Das bedeutete, dass mindestens drei Stunden vergangen waren, in denen Susi Zeit gehabt hätte, sich um Frau Klein zu kümmern.

Wut stieg in mir auf. Ich schluckte sie runter und fragte nicht, warum sie sich dann nicht selbst darum gekümmert hatte, sie für die Abholung durch den Bestatter vorzubereiten. Die Antwort darauf kannte ich genau. Sie hatte gewusst, dass ich kommen würde. Und sie wusste auch, dass ich mich nicht darüber beschweren würde.

»Ach, noch was. Amanda hat sich krank gemeldet. Du hast also auch die Hälfte ihrer Bewohner.«

»Schon wieder?«

»Es ist wieder Mittwoch.« Gustav zuckte nur resigniert mit den Schultern.

Fast hätte ich ihn gefragt, ob er nicht einspringen wollte, doch er hätte mir die gleiche Antwort gegeben wie jedes Mal. Keine Zeit.

Die hatte ich auch nicht. Und deshalb beeilte ich mich, um in Frau Kleins Zimmer zu gelangen. Sie war schon seit über einem Jahr hier gewesen. Ihre Familie hatte sich lange in ihrem Haus um sie gekümmert. Doch irgendwann waren sie dazu nicht mehr in der Lage gewesen. Frau Klein war eine der wenigen Bewohnerinnen gewesen, zu der jede Woche jemand kam, um ihr Geschichten von der Außenwelt zu erzählen, ihr zu zeigen, dass sie noch immer geliebt wurde und nicht allein war. Sie bekam Blumen, Schokolade und Umarmungen.

Das hatte sie auf der Station unter den anderen Bewohnern unbeliebt werden lassen. Denn die meisten hier erhielten nur sehr selten Besuch. Sie beneideten jene, bei denen das anders war. Zumindest die, die das noch wahrnahmen.

»Hallo, Ruth.« Ich schloss die Tür hinter mir und drückte auf den Schalter, der im Flur ein Licht aufleuchten ließ. Das Signal dafür, dass sich eine Pflegekraft im Zimmer befand.

Dann ging ich zu ihrem Bett und setzte mich auf einen Stuhl neben sie. Trotz der wenigen Zeit, die ich hatte, und der Minuten, die ich durch die verpasste Bahn verloren hatte, nahm ich mir diesen Moment. Ich griff nach der Hand der alten Frau, die den Holocaust überlebt hatte. Die Jahrzehnte damit verbracht hatte, Kindern in Schulen durch Vorträge und Gesprächsrunden nahezubringen, was sich in Geschichtsbüchern so trocken und unvorstellbar liest.

In den zehn Minuten, die ich mit ihr hatte verbringen können, wann immer sie auf meiner Liste stand, hatte sie mir von diesem Leben erzählt. Manchmal war ich nach meiner Schicht geblieben, um mir eine ihrer Geschichten anzuhören. Fast hätte ich sie gebeten, sie aufschreiben zu können. Sie für sie weitererzählen zu dürfen. Doch ich hatte es nicht getan. Bei keinem hatte ich es bisher gewagt.

Ihre Geschichten waren zu wichtig. Ich war nicht die Richtige, um sie festzuhalten.

Ruths Familie hatte darauf bestanden, dass sie sich um die Reinigung des Körpers kümmerten. Auch, dass sie sofort über den Tod informiert wurden, damit jemand bei dem Leichnam wachen konnte.

Erneut stieg Wut in mir auf, denn auch Susi wusste über diese Bitte Bescheid. Ruth war nicht die erste jüdische Bewohnerin, die hier starb.

Ihre Hand war kalt, als ich danach griff, und ich fröstelte etwas. Auf ihrem Gesicht lag ein friedlicher Ausdruck. So, als hätte sie ihn wirklich gefunden. Den Frieden. Fast achtzig Jahre, nachdem er offiziell verkündet worden war.

»Erzähl mir noch eine letzte Geschichte, Ruth.« Und ich lauschte. Hörte ihre Stimme, vernahm ihr Lachen und meinte, Worte zu erkennen, die sich zu einer Anekdote formten, die ich bereits kannte.

Seufzend stand ich auf. »Es war schön, dich gekannt zu haben.« Ich ging zu ihrem Kleiderschrank, nahm aus dem obersten Fach ein weißes Tuch heraus und ging zurück zum Bett. Die Familie

hatte das Tuch dort deponiert und die Bitte geäußert, es nach ihrem Tod über Ruths Körper zu legen. Auch das hatte Susi gewusst. Bevor ich der Bitte nachkam, wechselte ich die Einlage in ihrer Netzunterhose. Es sollte nicht der Geruch nach altem Urin sein, der die Familie empfing, wenn sie hier auftauchte.

Als ich das Tuch über ihr ausgebreitet hatte, sah ich mich noch einmal im Zimmer um. Es gab nichts mehr für mich zu tun außer das Fenster zu öffnen. *Damit die Seele den Raum verlassen kann.* Noch in meiner Ausbildung hatte mich eine Sterbende darum gebeten. Seither tat ich es jedes Mal.

»Ruhe in Frieden, Ruth.« Ich wischte die Träne von meiner Wange, schaltete das Anwesenheitslicht aus und verließ das Zimmer. Susi mochte strahlen, wenn eine Bewohnerin starb. Für mich bedeutete jeder einzelne dieser Menschen etwas. Und auch wenn ich nach acht Jahren in diesem Beruf wusste, dass der Tod plötzlich kam und dazugehörte und dass es für die meisten der Bewohner eine Erlösung war, zu sterben, ließ mich ihr Gehen mit Schwermut zurück.

Zumindest für einen Moment. Und in diesem Moment wollte ich ihr Leben mit Respekt und sie nicht als einen toten Körper betrachten, um den sich gekümmert werden musste.

Zurück im Dienstzimmer fragte ich Gustav, wann die Verwandten kommen würden.

»Ich habe sie noch nicht angerufen.«

Entsetzt sah ich ihn an. »Warum nicht?«

»Es ist noch nicht mal sieben, Schätzchen. Lass die Leute schlafen.«

Schätzchen. Ich hasste es, wenn er mich so nannte. Doch ich sagte nichts. Wieder einmal schluckte ich meinen Ärger runter, denn es hätte sowieso nichts geändert, wenn ich ihm widersprochen hätte. Für Gustav war ich ein Schätzchen. Jemand, die er rumkommandieren und auf der er herumtrampeln konnte. Er würde damit nicht aufhören, nur weil ich ihn vor Wut heulend darum bat, es sein zu lassen.

Deshalb griff ich zum Telefon. »Wo ist die Nummer?«

Er reichte mir einen Zettel. Ganz so, als hätte er darauf gewartet, dass jemand kam, um ihm diesen Job abzunehmen. Dass ich dieser Jemand war, überraschte ihn vermutlich so wenig wie mich.



Acht Stunden später verließ ich das *Haus Sophia* durch die Glastür am Eingang. Meine morgendliche Befürchtung bestätigte sich nach den ersten Schritten. Es war viel zu warm für die lange Jeans. Die Sonne brannte vom strahlend blauen Himmel. Es mussten dreißig Grad sein. Auf dem Weg zum Bus hüpften Kinder mit Eis am Stiel an mir vorbei und ich blickte mich suchend nach der Quelle dafür um. Bestimmt hatten sie es im Supermarkt gekauft. Ich könnte die Einkäufe für das Abendessen hier erledigen und mir selbst ein Eis holen.

Ob Tommy Lust auf eine Tofu-Gemüse-Pfanne hatte?

Ich zog mein Telefon aus der Tasche, um ihn anzurufen, und sah auf dem Display drei verpasste Anrufe von meiner Mutter und fünf Textnachrichten. Etwas verkrampfte sich in mir. Ich machte mir keine Sorgen, dass etwas passiert sein konnte. Ich war ziemlich sicher, dass sie nur wieder etwas gefunden hatte, was ich falsch gemacht hatte. Vermutlich hatte ich vergessen, Großtante Irmgard zu ihrem Geburtstag anzurufen. War der nicht im Juli?

Am liebsten hätte ich die Nachrichten ignoriert und mich später mit ihnen beschäftigt. Doch jetzt, nachdem ich sie gesehen hatte, würden sie mich nicht mehr loslassen, ehe ich wusste, worum es ging, und darauf reagiert hatte.

Du hast mir noch nicht gesagt, wann ihr am Sonntag kommt.

Kein *Hallo*. Kein *Wie geht's dir?*

Stattdessen folgte fünfzehn Minuten später die nächste Nachricht:

Ich möchte meinen Tag auch planen. Gib mir bitte Bescheid.

Beide Nachrichten waren vor zehn Uhr eingetroffen. Sie wusste, dass ich arbeitete. Sie wusste, dass ich mein Telefon nicht bei mir trug, wenn ich arbeitete. Sie wusste, dass ich während dieser Zeit nicht erreichbar war. Schon wieder wurde ich wütend. Und sofort drückte ich die Wut zurück in die Ecke, in der sie seit dem Aufeinandertreffen mit Susi am Morgen hockte.

Die drei weiteren Nachrichten hatte sie über den Rest des Tages verteilt. Es waren Variationen der vorherigen.

Ich muss wissen, wann ich das Essen auf den Herd stelle.

Es dreht sich nicht alles nur um dich, Marlene. Ich habe auch ein Leben.

Wenn ihr nicht kommen wollt, sag es mir bitte rechtzeitig.

Ich seufzte tief, öffnete die Telefon-App und wählte ihre Nummer.

Sie nahm nach dem dritten Klingeln ab. »Oh, dass ich das noch erleben darf.«

»Ich habe gearbeitet.« Ich klang genervt und klein. Wie das kleine Mädchen, das ich in ihrer Gegenwart nie aufgehört hatte zu sein.

Natürlich hatte sie eine passende Antwort. »Du hättest dich gestern Abend melden können.«

Ich gab klein bei, weil es nichts brachte, mit ihr zu streiten. Es brachte nichts, sie daran zu erinnern, dass wir an jedem zweiten

Sonntag zur gleichen Zeit bei ihr auftauchten und ich mich deshalb nicht gemeldet hatte. »Es tut mir leid. Ich hätte mich spätestens am Freitag gemeldet.« Es war die falsche Entschuldigung. Ich spürte es sofort.

»Freitag? Du denkst wirklich, ich hätte kein Leben, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht. Ich weiß, du hast ein Leben. Und es tut mir leid, dass ich mich noch nicht gemeldet habe. Wir werden gegen elf Uhr da sein und wir bringen einen Kuchen mit.«

»Es wäre schön, wenn ihr dieses Mal wirklich pünktlich kommt. Und ich hoffe, es ist ein fettarmer Kuchen mit wenig Zucker. Wir müssen beide auf unsere Figur achten.«

Bähm. Zweimal. Sie hatte mir nicht nur einen Schlag verpasst, sondern mit dem ersten nur das Ziel festgelegt, um dann mit dem zweiten kräftig auszuholen und mich k. o. zu schlagen. Aus diesem Grund fehlten mir auch jegliche Worte, um etwas darauf zu erwidern.

»Was habt ihr denn heute noch vor, Schätzchen?« Für meine Mutter war nun alles gesagt, was sie gegen mich hatte richten können, und sie fand ihre liebevolle Seite wieder. Manchmal glaubte ich, dass sie selbst erkannte, wann sie zu weit gegangen war, und dann versuchte, es wiedergutzumachen, indem sie in die Rolle schlüpfte, die mich davon abhielt, den Kontakt zu ihr auf ein Minimum zu reduzieren.

Doch sie hatte mich Schätzchen genannt. Wie Gustav wusste sie nicht, dass ich das nicht mochte. Wie bei Gustav teilte ich dieses Wissen nicht mit ihr, denn es würde nichts bringen.

»Nichts. Tommy arbeitet bis sechs. Dann essen wir und vielleicht schauen wir noch einen Film. Ich war gerade auf dem Weg zum Supermarkt, um für das Abendessen einzukaufen.«

»Du solltest ihn auch mal an den Herd lassen, Marlene.« Der nächste Schlag. Natürlich unbewusst.

»Das mache ich. Aber Tommy arbeitet viel länger als ich und mir macht es Spaß, in der Küche zu stehen und das Essen vorzubereiten.«

»Arbeitet er nicht so lange, weil er morgens zum Sport geht? Dann solltest du am Abend zum Sport gehen.« Der nächste wenig dezente Hinweis auf meine Figur.

»Ich bin jetzt beim Supermarkt. Wir sehen uns am Sonntag. Schreib uns, was wir noch mitbringen sollen.«

Sie startete noch ein paar Versuche, das Gespräch aufrechtzuerhalten, doch ich würgte sie ab und beschleunigte meinen Schritt. Ganz so, als könnte sie sehen, dass ich gelogen und den Supermarkt noch gar nicht erreicht hatte.

Das führte dazu, dass ich noch mehr schwitzte, noch mehr bereute, dass ich nicht das rote Kleid angezogen hatte. Doch das war Unsinn. Es hätte dafür gesorgt, dass ich auffiel. Und zwar durch dunkle Flecken unter den Achseln. Und das war das Letzte, was ich in diesem Moment wollte.

Ich betrat den Supermarkt und ließ mich von der durch umweltvernichtende Klimaanlagen erzeugten Polartemperatur empfangen. Für einen Moment genoss ich die Abkühlung, dann nahm ich mir einen Korb, in den ich nach und nach die Lebensmittel legte, die ich für das nicht abgesprochene Abendessen brauchte. Und weil ich wusste, dass Tommy mit Tofu und Gemüse nicht ganz so glücklich sein würde, ich ihn aber jetzt nicht mehr anrufen wollte, um ihn zu fragen, legte ich schlechten Gewissens zwei Scheiben Fleisch zu den Bio-Bohnen. Konventionelles Fleisch, auch wenn ich wusste, dass dies nicht richtig war.

Fast schon suchte ich die Blicke der anderen Leute, erwartete, dass sie meinen Korbinhalt genau analysierten, um sich ein Bild von der Frau Ende zwanzig zu machen, die in viel zu warmen Hosen Dinge einkaufte, die ihren Klima-Fußabdruck enorm vergrößerten. Denn auch das Tofu war aus Umweltsicht nicht die beste Fleischalternative, oder?

Das Eisregal ließ ich unbeachtet. Zumindest versuchte ich es, denn es schrie mich fast an: *Du darfst hier nichts nehmen. Du bist zu dick.*

Es klang wie meine Mutter. Nur deutlich eisiger.

Der Tag hatte okay angefangen, hatte traurig und mies Fahrt aufgenommen und fand nun einen Höhepunkt, der mich bis in den Abend hinein begleiten würde. Vielleicht konnten Tommy und ich wenigstens einen schönen Abend miteinander verbringen. Doch ich sah mich schon allein vor dem Fernseher sitzen, während er in unserem gemeinsamen Arbeitszimmer an seinem unordentlichen Schreibtisch stand und sich um unsere Altersvorsorge kümmerte, während er irgendwelche Ebenen und Grafiken betrachtete, die für mich so viel Sinn ergaben wie die Zellstruktur eines Elefantenfußes. Er tat es für uns, aber manchmal wünschte ich mir, dass er einfach neben mir auf der Couch sitzen würde.

Denn ich fühlte mich mies, wenn ich es allein tat. Es war unser gemeinsames Arbeitszimmer. Wir hatten es uns mit dem Ziel eingerichtet, dass wir dort an Dingen arbeiteten, die uns irgendwie weiterbrachten. Tommy mit den Aktien und ich mit meinem Projekt, von dem ich selbst ihm nur sehr schwammig erzählt hatte.

Ich hatte also meinen eigenen Schreibtisch, weil ich selbst etwas tun wollte. Es war kein Stehschreibtisch, wie Tommy einen hatte. Aber nicht einmal sitzen tat ich daran. Der Laptop hatte eine dicke Staubschicht auf dem Deckel, weil ich ihn nicht einmal öffnete, um darauf Netflix zu gucken oder E-Mails zu beantworten. Dafür hatte ich schließlich mein Handy.

»Haben Sie unsere App?« Die Kassiererin riss mich aus meinen Gedanken.

Ich sah mich um, um mich daran zu erinnern, was das für ein Supermarkt war, und schüttelte dann den Kopf. »Nein, tut mir leid.«

Sie lächelte freundlich und ich betrachtete sie. Das ausgewaschene Uniformshirt war ihr etwas zu eng. Sie war nicht geschminkt und ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden, der sich langsam löste. Auf ihrem Namensschild stand Teresa Sommer.

»Nehmen Sie sich gern einen Flyer mit.« Sie reichte mir einen und ich nahm ihn, auch wenn ich wusste, dass ich mir die App nicht installieren würde. Aber ich wollte nicht, dass sie sich schlecht fühlte. Irgendwie wirkte sie traurig.

Danach schwiegen wir, bis sie mir den Betrag nannte und wir uns gegenseitig einen schönen Nachmittag wünschten.

Als ich den Supermarkt mit zwei vollen Einkaufstüten verließ, empfing mich die Hitze und die Aussicht auf die Rücklichter meines Busses, den ich soeben verpasst hatte.

3

Es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Tür zu unserer Wohnung aufschloss. Mein T-Shirt klebte mir am Rücken, unter den Achseln hatten sich nun auch bei diesem Kleidungsstück große dunkle Flecken gebildet und die Haare klebten in meinem Gesicht.

Doch ich schwitzte nicht so sehr wie das Tiefkühl-Gemüse in meiner Tasche. Wieder konnte ich die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf hören. *Du hättest eine Kühltasche nehmen sollen, Marlene. Wie kommst du überhaupt auf die Idee, Gefrorenes bei dieser Hitze so weit entfernt von deiner Wohnung zu kaufen? Und überhaupt, warum kaufst du im Sommer nichts Frisches?*

Ich ließ die Einkaufstaschen zu Boden sinken und presste die Hände auf meine Schläfen. Seit Jahren versuchte ich, ihre Stimme zu ignorieren. Seit Jahren war mir klar, dass sie da war und dass sie nicht zu mir gehörte. Trotzdem schaffte ich es einfach nicht, sie nicht zu hören.

Meine Mutter hatte mich nie als dumm oder unfähig bezeichnet. Stattdessen hatte sie mich immer gelobt. Mir und vor allem den Leuten, die uns besuchten, immer erklärt, wie begabt und schlau ich war.

Es waren die subtilen Bemerkungen, die unterschwellige und offene Kritik an meinem Aussehen, meinen Handlungen und meinen Entscheidungen, die dazu geführt hatten, dass ich mich dumm und unfähig fühlte. Und dass es für andere leicht war, dieses Gefühl in mir zu verstärken. Es war leicht für andere, in mir das Opfer zu erkennen, zu dem meine Mutter mich gemacht hatte.

Und ich war deshalb so wütend auf sie. So viele Briefe hatte ich ihr bereits geschrieben, in denen ich sie dafür anklagte, dass sie mich zu diesem Menschen gemacht hatte. Natürlich hatte ich keinen davon an sie geschickt. Sie würde es ohnehin nicht verstehen. In ihren Augen war sie die perfekte Mutter. Sie hatte immer für mich und meinen Bruder gesorgt. Sie hatte es ohne einen Mann im Haus geschafft, uns ein gutes Leben zu ermöglichen. Wir hatten beide die Schule beendet, mein Bruder hatte studiert und praktizierte als Chirurg in einem Krankenhaus in München. Von außen betrachtet hatte sie alles richtig gemacht. Sie hatte ihr Bestes gegeben. Und dafür liebte ich sie.

Es hätte schlimmer kommen können.

Dieser Gedanke beruhigte mich. Ich wischte mir die Tränen und den Schweiß von den Wangen und atmete tief durch. In einer Stunde würde Tommy nach Hause kommen und dann wollte ich geduscht sein und das Abendessen auf den Tisch stellen. Außerdem war heute Mittwoch. Der Tag, an dem ich staubsaugte.

Ich beschloss, damit zu beginnen. Es würde keinen Sinn machen, vorher zu duschen. Also brachte ich die Einkäufe in die Küche, räumte sie eilig in den Kühlschrank, raste durch die Wohnung, um den Boden von all den Dingen zu befreien, die wir trotz des Mantras *Leg es nicht ab, leg es weg.* immer wieder fallen ließen. Nun ja, eigentlich war es vor allem Tommy, dessen Kram überall rumlag. Wenn ich nicht ständig hinter ihm her räumen würde, würde die Wohnung in seinem Chaos versinken. Es gab nicht viele Dinge, die mich an ihm nervten, weshalb ich es in der Regel kommentarlos tat.

Ich holte den Staubsauger aus der Kammer. Ich liebte diese Kammer. Sie verbarg all die Dinge, die ich nicht sehen wollte. So etwas

brauchte ich für meinen Kopf. Eine Kammer, in die ich die Wut und all die Worte meiner Mutter schieben konnte.

Nach dreißig Minuten hatte ich unsere drei Zimmer, den Flur, die Küche und das Bad gesaugt, den Behälter des Staubsaugers in eine Mülltonne im Hof entleert und das Gerät zurückgestellt. Ich sprang unter die kalte Dusche, verzichtete auf das Haare waschen und ging mit Shorts und Tanktop bekleidet in die Küche. Auch hier räumte ich zunächst das Geschirr vom Abend in den Geschirrspüler, bevor ich ein Brett auf die Arbeitsplatte, Töpfe und Pfanne auf den Herd stellte.

Dann klingelte mein Telefon. Ich wollte es ignorieren, befürchtete einen weiteren Anruf meiner Mutter, doch ein tiefes Pflichtgefühl ließ mich den Anruf annehmen.

Es war das *Haus Sophia*. Helena, die eigentlich ganz nett war. Dennoch hatte ich ein mieses Gefühl im Bauch. Es konnte nicht viele Gründe geben, aus denen das Pflegeheim bei mir anrief. Und der wahrscheinlichste war, dass jemand sich krank gemeldet hatte und ich einspringen sollte. Ich hoffte nur, dass es sich um die Nachtschicht handelte, denn dann könnte ich noch ein paar Stunden schlafen.

»Hallo, Helena. Was gibt es?«

»Es geht um Ruth Klein.«

Mein Herzschlag beschleunigte sich. Hatte ich etwas falsch gemacht? In Gedanken ging ich die wenigen Minuten in ihrem Zimmer durch. Hatte ich etwas vergessen? War sie am Ende gar nicht tot gewesen und ich hatte es übersehen? Hatte Susi mich reingelegt?

»Ihre Familie hat darum gebeten, noch einmal mit dir sprechen zu dürfen.«

»Warum?« Ich hörte die Defensive in meiner Stimme so deutlich, dass ich die Augen schloss und aktiv versuchte, mich zu beruhigen. Verdammt, Marly, das hast du doch gar nicht nötig. Du hast alles richtig gemacht.

»Das weiß ich nicht genau. Sie haben mich nur gebeten, dir ihre Nummer zu geben. Ich sage sie dir durch, ja?«

Irritiert stimmte ich zu. Nachdem ich die Zahlen notiert hatte, fragte ich: »Aber warum?« Es war nicht üblich, dass Pflegerinnen sich mit Angehörigen trafen.

»Sie waren etwas enttäuscht, dich nicht angetroffen zu haben, als sie heute Vormittag hier waren, um Ruth abzuholen.«

»Niemand hat mir Bescheid gesagt. Ich war damit beschäftigt, Essen an die Bewohner anzureichen, die das alleine nicht mehr können.« Tatsächlich war ich traurig darüber gewesen, dass ich die Familie nicht mehr gesehen hatte. Irgendwie hatte ich erwartet, dass auch wir uns voneinander verabschiedeten. Das hatte ich bisher immer getan. Nicht alle Bewohner wurden von ihren Familien abgeholt, oft kam nur das Bestattungsunternehmen. Doch häufig kam später jemand, der das Zimmer ausräumte.

»Es tut mir leid. Da ist wohl etwas schiefgelaufen. Sie wollten noch einmal mit dir sprechen.«

»Okay.« Ich strich mit den Fingern über die Zahlen, unsicher, was ich damit anfangen sollte.

»Dann sehen wir uns morgen zum Schichtwechsel.« Sie zögerte für einen Moment. »Da fällt mir ein, ich weiß, Sonntag ist dein freier Tag, aber könntest du für Susi einspringen und ihre Nachtschicht übernehmen?«

Ich presste die Lippen aufeinander. Wenn ich die Nachtschicht übernahm, wäre ich nicht vor halb acht zu Hause. Dann hätte ich nicht einmal zwei Stunden Zeit, um zu schlafen, damit wir rechtzeitig zu meiner Mutter losfahren könnten.

»Marly?«

Das Nein lag mir bereits auf der Zunge, doch ich brachte es nicht heraus. »Sicher.« Erschrocken über mich selbst, wollte ich zurückrudern, doch Helene verhinderte, dass ich ein weiteres Wort sagte.

»Klasse, das erspart mir eine Menge Kopfschmerzen.« Sie bot mir keinen Ausgleich an. Keinen freien Tag, der diesen ersetzen würde. Es waren weitere Überstunden, die ich seit acht Jahren auf meinem Konto anhäufte, ohne sie in Freizeit umzuwandeln. Ich war ziemlich sicher, dass die meisten ohnehin nicht erfasst

wurden. »Mach's gut, Marly. Bis morgen.« Mit diesen Worten legte sie auf.

Und ich verfluchte mich. Die Wut, die sich seit heute Morgen gegen all die anderen Menschen in mir aufgebäumt hatte, richtete ich nun gegen mich. Ich war dumm. Dumm und unfähig, für mich selbst einzustehen. Ich ließ einfach alles mit mir machen. Dumme, kleine Marly.

Wieder rannen Tränen über mein Gesicht. All das war so unfair. Doch im nächsten Moment erkannte ich auch hier wieder den Fehler. Nein, das Leben war nicht unfair. Es war, wie es war. Ich war diejenige, die es nicht packte, damit umzugehen. Alle anderen schafften es schließlich auch. Ich kannte niemanden, der eine so unsichere Ja-Sagerin war wie ich. Ich war selbst schuld. Und das Schlimmste war: Ich sah keinen Ausweg.

Mein Blick fiel auf die Telefonnummer von Familie Klein. Jetzt würde ich sie auf keinen Fall anrufen. Ich würde es morgen tun. Vielleicht in meiner Pause. Wenn ich denn dazu kam, sie zu nehmen. Ich speicherte die Nummer ab, brachte den Zettel in unser Arbeitszimmer und legte ihn auf einen Stapel mit Papieren, um die ich mich kümmern wollte, wenn ich die Zeit dafür fand. Nein, mir die Zeit dafür nahm, wie Tommy immer so schön sagte. Er hatte ja recht. Anstatt den Abend mit der neuesten Netflix-Serie zu verbringen, könnte ich heute diesen Stapel angehen. Bei diesem Gedanken regte sich Widerstand in mir und ich verließ das Arbeitszimmer hastig und schmiss die Tür hinter mir zu.

»Hey, ist alles okay?« Tommy.

Ich warf einen panischen Blick auf die Uhr an meinem rechten Handgelenk. »Was machst du hier?«

Er legte amüsiert den Kopf schief und kam dann zu mir, küsste mich, legte seine Arme um meine Taille und ich vergaß den Stapel, den Zettel mit der Telefonnummer und überhaupt alles. Hungrig erwiderte ich seinen Kuss. Das war genau das, was ich gerade brauchte.

Ich spürte, wie sich sein Mund zu einem Grinsen verzog, und ließ im selben Moment meine Hände unter sein Shirt gleiten. Auch

er war verschwitzt. Es störte mich nicht. Im Gegenteil, es machte mich an.

Ich zog ihn ins Schlafzimmer auf das ungemachte Bett, wo er mir die Shorts über die Beine streifte und sich selbst auszog. Wir waren schnell. Es war zu heiß für eine lange Nummer. Und dennoch war dieser Moment wie eine Reise in eine andere Welt. Ich spürte, wie sehr Tommy mich begehrte. Wie fokussiert er auf mich war. Er gab mir das Gefühl, geliebt zu werden, und ich, Gott, ich liebte ihn so sehr. Ich brauchte ihn, damit er mich aus diesem Höllentag befreite.

Als er in mir kam, raste Sekunden später auch durch mich das Feuerwerk, das ich nur mit ihm erreichte, und ich sank auf ihm zusammen, als der letzte Funke verglomm. Lächelnd, entspannt. Für den Moment voll Frieden und Ruhe. »Du schwitzt.«

Er lachte leise. »Das liegt an der heißen Frau auf mir.« Er drehte meinen Kopf so, dass ich ihn ansah. »Begrüßt du mich ab jetzt immer so, wenn ich früher nach Hause komme?«

»Mh, das könnte sein.« Ich betrachtete ihn. Das am Morgen frisch rasierte Gesicht wies Stoppeln auf. Sanft strich ich darüber. »Ich liebe dich, weißt du das?«

»Ja, das weiß ich. Ich liebe dich auch.«

Für einen Moment dachte ich an das Essen, den Rat meiner Mutter, Tommy an den Herd zu stellen, und darüber nach, ihm davon zu erzählen. Doch ich wollte sie nicht in diesem Moment haben. Er gehörte nur uns beiden. Für diese wenigen Minuten wollte ich den Ratschlägen all der weisen Lehrer der Persönlichkeitsentwicklung Gehör schenken. Ich wollte nur im Hier und Jetzt sein.

4

Als wir ein paar Stunden später gemeinsam an unseren Schreibtischen saßen und standen, war das Gefühl aus dem Schlafzimmer zwar abgeebbt, doch nicht verschwunden. Wir hatten es genährt, zusammen geduscht und gekocht, gegessen und über schöne Dinge gesprochen. Tommy schien überrascht, dass ich mich danach nicht auf die Couch legte und den Fernseher einschaltete, kommentierte aber nicht, dass ich ihm ins Arbeitszimmer folgte. Und ich sagte auch nichts dazu. Immerhin war ich genauso überrascht wie er.

Ein Glas Wein stand auf jedem unserer Tische und ich setzte die Kopfhörer auf, damit ich das Tippen seiner Finger auf der Tastatur nicht hörte. Er hatte eines von diesen wahnsinnig lauten Keyboards. Ich hatte keine Ahnung, wie er darüber seine eigenen Gedanken hören konnte. Ich verstand meine nicht, wenn er neben mir arbeitete.

Also wählte ich meine Spotify-Playlist aus, in der ich eine Mischung aus Songs von Singer-Songwritern, Blues und Jazz gespeichert hatte. Der erste Song war von *Anna & Grace*. Ich hatte die beiden im letzten Jahr mehrmals live in einer Fußgängerzone spielen sehen und ihre Geschichte bis zu jenem Konzert verfolgt, von dem

sie so lange geträumt hatten. Tommy und ich waren sogar dort gewesen. *This is my dream*, drang Annas Stimme durch die Lautsprecher meiner Kopfhörer und ich ließ mich wie jedes Mal in den Song fallen, bis eine Träne meine Wange hinabrollte. Die Geschichte der beiden Frauen, die es gewagt hatten, ihren Traum zu leben, obwohl sie wussten, dass sie nur so wenig Zeit dafür haben würden, beschäftigte mich. Sie war der Grund gewesen, warum ich überhaupt diesen Schreibtisch hatte haben wollen. Warum ich überhaupt auf die Idee gekommen war, selbst darüber nachzudenken, wovon ich eigentlich träumte.

Doch ich hatte bisher keinen Weg gefunden, meinen Traum auch nur so weit zu leben, dass ich überhaupt daran glaubte, dass er jemals wahr werden könnte. Ich stand mir selbst im Weg und ich hatte keine Ahnung, wie ich diesen Teil von mir loswerden konnte.

Das Lied verklang und ich ließ den Blick über den Schreibtisch gleiten. Er landete bei dem Stapel Papiere, den ich heute schon einmal ignoriert hatte. Und ich tat es erneut, öffnete ein Schubfach und legte all die Formulare und Rechnungen hinein. Morgen war dafür auch noch genug Zeit. Ich würde es sofort tun, wenn ich zu Hause ankam. Und dieses Mal würde ich meinen Bus bekommen.

Als ich das Schubfach schließen wollte, fiel mein Blick auf die Telefonnummer von Frau Kleins Familie. Jetzt war es zu spät, sie anzurufen. Ohnehin wäre es am heutigen Tag sicher pietätlos, oder? Ich schüttelte den Kopf. Auch das würde ich morgen erledigen.

Ich schloss das Fach, öffnete meinen Laptop, gab meinen Code in die Anmeldemaske ein und starrte dann für einen weiteren Song auf den Bildschirm. Was genau hatte ich tun wollen? An meinem Projekt arbeiten. Doch das war keine Aufgabe, oder? Es war lediglich ein schwammiges Etwas, das ich nicht greifen und schon gar nicht durchführen konnte. Es waberte vor mir herum und ich konnte weder seine Form erfassen noch hindurchsehen.

An meinem Projekt arbeiten.

Ich öffnete den Browser und gab in die Suche ein:

Wie arbeite ich an einem Projekt?

Ich kam mir so dumm dabei vor, diese Frage zu stellen. Und noch dümmer, als ich all die Blog-Beiträge und YouTube-Videos sah, die sich mit Projektmanagement, Teamleitung und irgendwelchen Software-Tools befassten, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Dafür war das, was ich vorhatte, ja nun wirklich zu klein. Ich fühlte mich wie eine Hochstaplerin. Projektmanagement. So ein Blödsinn.

Ich wollte aufgeben, doch auf die Couch gehen, mich in die Welt fallen lassen, die sich irgendein schlaues Serienproduktionsteam ausgedacht hatte, um Leute wie mich an diesen anderen Bildschirm zu fesseln. Und warum auch nicht? Hatte ich nicht genug gearbeitet für diesen Tag? Hatte ich nicht genug von mir verlangt?

Ich schloss die Augen, atmete tief durch und öffnete die Seite eines Chatbots, über den ich mit einer künstlichen Intelligenz sprechen konnte. Tommy hatte mir gezeigt, wie es ging, als ich auf der Suche nach Reinigungstipps für unseren Ofen mit der herkömmlichen Internetsuche nicht weitergekommen war.

Herkömmlich. Als würden wir seit dreihundert Jahren nach Sachen googeln, die wir uns nicht gemerkt hatten oder nach denen wir unsere Mütter nicht fragen konnten. Oder wollten, weil sie einem dann vorhalten würde, dass wir es überhaupt so weit hatten kommen lassen, dass der Ofen nicht mehr leicht zu reinigen war.

Ich tippte in das Eingabefeld: *Wie arbeite ich an einem Projekt? Bitte erkläre es mir, als wäre ich drei Jahre alt.*

Und das tat die KI:

Natürlich! Lass uns das ganz einfach machen, wie ein Spiel:

1. Was willst du bauen?
   Stell dir vor, du möchtest ein tolles Lego-Haus bauen.
   Du brauchst eine Idee, wie es aussehen soll.

Welche Steine brauchst du?
Schau dir deine Lego-Steine an und überlege, welche du für dein Haus brauchst. Du brauchst vielleicht rote, blaue und grüne Steine.

2. Schritt für Schritt bauen
Fang an, dein Haus zu bauen. Erst der Boden, dann die Wände und am Ende das Dach. Immer einen Stein nach dem anderen.

3. Helfer finden
Vielleicht helfen dir Mama oder Papa oder ein Freund. Sie können dir Steine geben oder dir zeigen, wie man sie zusammensteckt.

4. Fertigstellen und spielen
Wenn das Haus fertig ist, kannst du damit spielen und stolz sein, dass du es gebaut hast!

So ist es auch bei einem Projekt. Es ist wie ein großes Lego-Haus bauen: Du brauchst eine Idee, die richtigen Teile und gehst Schritt für Schritt vor. Und manchmal helfen dir andere Leute dabei. Viel Spaß beim Bauen!

Wieder starrte ich auf den Bildschirm. Dieses Mal nicht gelähmt vor Hilflosigkeit, sondern vollkommen beeindruckt. Konnte es so einfach sein? Konnte ich mein Projekt auf die gleiche Weise bauen, wie Anton und ich als Kinder Lego-Häuser gebaut hatten?

Für einen Moment schloss ich die Augen und sofort erschien das Bild von einem riesigen Lego-Haus vor mir. Viel zu groß für mich. Doch dann erinnerte ich mich an Punkt drei. *Schritt für Schritt bauen*. Ich verwarf den Gedanken, dass ich das nicht hinbekommen würde, und sah mir das Haus genauer an. Ich wusste, was ich wollte.

Ich wollte einen Raum schaffen, in dem die Geschichten der Menschen weiterleben konnten. In dem sie von anderen gehört wurden. Ein Raum, in dem Menschen zusammenfinden konnten, um voneinander zu lernen. Es gab so viele wertvolle Seelen dort draußen. Und sie sollten in meinem Lego-Haus Platz finden.

Das schlechte Gewissen hämmerte gegen meinen Kopf und das Haus fiel in sich zusammen. Schnell öffnete ich die Augen, um das Bild nicht ansehen zu müssen.

Langsam schüttelte ich den Kopf. Ich tat so, als würde ich das für die anderen Leute machen, doch wenn ich ehrlich war, machte ich es vor allem für mich. *Ich* wollte diese Geschichten hören und damit etwas tun. *Ich* wollte etwas schaffen, damit *ich* mich gut fühlte. Das war doch nicht richtig, oder? Stellte ich mich dadurch nicht in ein Licht, das nur von den anderen her strahlte? In dem ich gar nicht stehen durfte?

Ich wollte den Laptop erneut schließen, doch mein Blick fiel auf den zweiten Punkt. *Welche Steine brauchst du?*

Ruth Kleins Gesicht erschien vor mir. Nicht das der toten Frau. Nein, das der lebendigen. Jene, die mich angrinste, wenn sie mir davon erzählt hatte, wie ihr Freund Samuel sich drei Jahre lang in einem Haus versteckt hatte, in dem ein SS-Offizier mehrere Wochen im Jahr gewohnt hatte.

Vielleicht wollte ich es wirklich nicht nur für die anderen tun. Vielleicht wollte ich es sogar zu einem großen Teil für mich machen. Doch nicht nur.

Deshalb öffnete ich ein neues Textdokument und schrieb in die oberste Zeile: Ruth Klein. Dann drückte ich Enter und tippte all die Worte in die Tasten, die mir zu der Frau einfielen, die über ein Jahr lang so viel Leben auf die oft so triste Station 3 im *Haus Sophia* gebracht hatte.

Sie hatte mich tiefer in ihr Leben schauen lassen, als die meisten Bewohnerinnen es taten. Und irgendwie war dieser Text wie ein Abschied. Für Susi und Gustav mochte es keinen Unterschied machen, wer die Zimmer bewohnte. Oder vielleicht machte es einen Unterschied für sie, aber der äußerte sich nur in dem unterschiedlichen

Arbeitsaufwand, den die Menschen für sie verursachten. Zumindest war es das, was sie nach außen hin zeigten. Doch für mich war jeder Mensch besonders. Jeder von ihnen hatte eine eigene Geschichte, die ihn zu der Person hatte werden lassen, die heute in dem verstellbaren Bett lag.

Es waren nicht alle wie Susi oder Gustav. Und letztendlich konnte ich ihnen nicht verdenken, dass sie keine emotionale Bindung zu den Bewohnern aufbauten. Wir hatten kaum genug Zeit, sie für das Frühstück vorzubereiten, ihnen die Zähne zu putzen und sie sauber zu halten. Ständig fehlten Materialien und die Kontrollgänge der Leitung und des Qualitätsmanagement-Teams dienten nicht etwa dazu, einen menschenwürdigen Zustand der Station zu sichern, sondern, um zu kontrollieren, ob wir Pfleger auch wirklich jede Minute, die wir bezahlt wurden, mit Arbeit verbrachten. Oder um weitere Dinge zu finden, die eingespart werden konnten.

Ich öffnete ein neues Dokument und schrieb eine einzelne Frage:



Was ist ein Menschenleben wert?

Nicht das der Bewohner, sondern auch der Menschen, die sie pflegten. Wer maß ihren Wert? Welches Gehalt drückte wirklich aus, wie wertvoll die Arbeit von jemandem sein konnte? War das überhaupt möglich? Und die alten Menschen, die ihr Leben damit verbracht hatten, zu arbeiten, Kinder und Enkelkinder großzuziehen, auf andere Art ein Leben zu führen, das sich richtig für sie angefühlt hatte. Was war mit ihrem Wert? Wer bestimmte ihn?

Ich fand keine Antworten. Jede, die mir in den Kopf kam und die ich begann, von dort aus abzutippen, erschien mir unzureichend. Sie erfasste nicht all die Facetten, die zusammen diesen Wert ergaben. Denn jeder sah den Menschen vor sich doch in einem anderen Licht. Und ich verstand das.

Ich speicherte das Dokument im selben Ordner, in dem meine Projektdateien lagen, und widmete mich wieder dem Text über Ruth, las ihn noch einmal, verbesserte ein paar Sätze und sah die gesamte Zeit über das Lächeln der Frau vor mir, die wohl, nach jüdischem Brauch, morgen begraben werden würde. Bei diesem Gedanken löste sich eine Träne aus meinem Auge.

»Ist alles okay?«

Ich fuhr zusammen, weil ich die Welt um mich herum vergessen hatte. Doch sie war noch da. Und in ihr gab es Tommy. Er stand neben mir, eine Hand auf meiner Schulter. Als ich den Kopf zu ihm wandte, sah ich einen besorgten Blick.

Ich nickte nur, doch als hätte ich damit etwas losgeschüttelt, stieg ein Kloß in meinem Hals auf, weitere Tränen rannen aus meinen Augen und ich konnte nichts dagegen tun. Es war absurd. Doch ich war traurig über Ruths Tod. Ich würde sie vermissen.

»Hey.« Tommy kniete sich neben mich und schloss mich in die Arme. »Was ist denn los?«

Ich lachte die Tränen weg, schämte mich fast für sie. »Ach, es ist nichts. Nur diese Bewohnerin. Ruth. Ich hab dir mal von ihr erzählt. Sie ist heute gestorben.« Ich sprach schnell und schaffte es auf diese Weise, mich zu beruhigen.

»Ich erinnere mich. Sie hat dir immer diese Witze erzählt, die ich nicht verstanden habe.«

Ich löste mich von ihm. Verblüfft. Auf seinem Gesicht las ich Mitgefühl und nicht einen Funken von Unverständnis oder Spott. »Ja, genau.«

»Es tut mir leid.« Noch einmal nahm er mich in den Arm. »Warum hast du nichts gesagt?«

»Ich weiß es nicht mehr. Oder nein, doch, ich weiß es. Ich wollte uns den Abend nicht verderben.«

Jetzt schob er mich von sich. »Marly?«

»Ja?«

»Mach das nie wieder. Du hättest uns nicht den Abend verdorben. Erzähl mir, wenn es dir nicht gut geht, ja?«

Ich nickte nur.

Er umarmte mich noch einmal und sagte dann: »Übrigens hat mich deine Mutter vorhin angerufen.«

Ich verdrehte die Augen. »So viel zum Thema Abend verderben. Wollte sie dich wieder dazu bringen, mich zu überreden, dass ich mich für das Abendgymnasium anmelde?«

»Nein, sie wollte sichergehen, dass ich das Essen am Sonntag nicht vergesse.«

Ich sog die Luft ein und unterdrückte die Wut. »Und was hast du ihr gesagt?«

»Dass ich es fast vergessen hätte, wenn du mich nicht schon heute Morgen daran erinnert hättest.« Er machte ein betretenes Gesicht. »Das hat sie mir nicht geglaubt. Also habe ich ihr einfach versichert, dass wir kommen würden, und einen Anruf auf der anderen Leitung vorgetäuscht.« Er grinste.

»Auf der anderen Leitung? Seit wann hast du die denn?«

»Seitdem ich alles dafür tue, damit deine Mutter sich nicht in unser Leben mischt.« Er verzog das Gesicht. »Nicht mehr, als sie es sowieso schon tut, meine ich.«

Wieder atmete ich tief durch, weil die Wut erneut versuchte, sich ihren Weg nach oben zu kämpfen, ich doch aber viel lieber Tommys Liebe spüren wollte. »Lass uns über etwas anderes reden, ja?«

Er zögerte kurz. »Okay. Was schreibst du da eigentlich?«

Wieder stieg Scham in mir auf. Dieses Mal aus einem anderen Grund. »Ähm, ach, das ist nichts.« Ich wollte den Laptop zuklappen, doch Tommy hinderte mich daran.

»Nichts?« Mit erhobenen Augenbrauen musterte er mich.

Und ich log zur Antwort. »Das ist für ihre Familie. Sie hat mir so viele Geschichten erzählt … ich dachte, sie würden sich freuen, wenn ich sie für sie aufschreibe.« Ich zögerte nun ebenfalls, weil es sich falsch anfühlte, ihn anzulügen. »Aber eigentlich war das nicht der Grund, warum ich es geschrieben habe.«

»Was war denn der Grund?«

»Ich hab da so eine Idee. Sie geistert mir schon lange im Kopf herum. Ich finde, die Geschichten der Menschen sollten eine Plattform haben. Ich will sie mit der Welt teilen, weil so viel in ihnen

steckt. Sie sind so wertvoll. Entweder sind sie wahnsinnig lustig oder lehrreich oder sie erinnern uns an etwas. Jeder Mensch hat doch irgendetwas erlebt, das einem anderen helfen kann.« Ich hielt inne, öffnete das andere Dokument und notierte meine soeben gesagten Worte. Vielleicht war das der Wert der Menschen? Dass sie etwas weiterzugeben hatten?

Ich blickte wieder zu Tommy und realisierte im selben Moment, dass sich etwas an meiner Haltung verändert hatte. Ich hatte mich aufgerichtet, fühlte, wie mein Rücken und meine Schultern sich strafften. Meine eigenen Worte hallten in mir nach und ich spürte die Begeisterung mitschwingen. Nein, es war nicht Begeisterung. Es war etwas anderes. Es war wie ein Druck. Als müsste ich diese Sache tun. Aber nicht wie ein von außen auferlegter Zwang. Mist! Ich konnte es noch nicht greifen.

»Und was hast du vor mit diesen Geschichten? Wie willst du sie teilen?« Er klang interessiert und ich glaubte, ebenfalls ein bisschen Aufregung in seiner Stimme zu hören.

»Das weiß ich noch nicht.« Auch das entsprach nicht der Wahrheit und ich korrigierte mich sofort. »Das heißt, ich glaube, es schon zu wissen, aber ich bin noch nicht so weit.«

Er sah mich fragend an.

»Ich glaube, dass es nicht richtig ist, die Geschichten nur aufzuschreiben. Die Leute lesen nicht mehr. Sie wollen Inhalte, die sie nebenbei konsumieren können.«

»Wie deine Netflix-Serien?«

Seine Worte trafen mich. »Es sind nicht *meine* Netflix-Serien.«

»So habe ich das doch gar nicht gemeint.«

Das war mir egal. Seine Worte hatten etwas verändert. »Ist auch egal. Ich bin wahnsinnig müde.« Mit diesen Worten klappte ich den Laptop zu und stand auf.

Tommy hockte noch immer neben meinem Schreibtisch, erhob sich langsam und blieb unschlüssig im Raum stehen. »Was ist los?«

»Nichts, ich will einfach nur ins Bett.«

»Marly, ich habe es nicht böse gemeint. Warum reagierst du so heftig auf diese Frage?« Er wirkte ehrlich verwundert. Er schien wirklich

nicht zu verstehen, was er da gesagt hatte. Oder vielleicht war er auch nur überrascht, dass ich meine Wut mal zeigte.

»Schon okay.« Doch in Wahrheit war es nicht okay. Als ich durch den Flur ging, erkannte ich genau, was nicht okay war. Er hatte das, was ich vorhatte, mit den Dingen verglichen, in denen ich nach der Arbeit versank, weil ich der Welt entfliehen wollte. Moderner Müll für den Kopf. So hatte es meine beste Freundin Anita einmal bezeichnet. Dinge, die wir konsumierten, um sie sofort wieder zu vergessen und mit etwas anderem zu ersetzen.

Und vielleicht hatte Tommy recht. Vielleicht waren die Videos, die ich machen wollte, auch nicht mehr als Müll für die Menschen, die durch YouTube scrollten, um sich das Gehirn mit Mist vollzuballern.



Der nächste Tag begann wie jeder andere. Tommy und ich gingen gemeinsam zur U-Bahn. Dieses Mal erreichte ich die Station pünktlich. Hilde war nicht da und Tommy und ich lieferten uns keinen rührseligen Abschied. Zwar hatten wir den Streit vom Vorabend nicht vertieft, aber ich konnte seine Worte nicht vergessen. Ich war nicht sauer auf ihn. Doch er hatte meinem Projekt einen Schlag verpasst, der die kurze Phase der Euphorie beendet hatte.

Er hatte ein paar Mal versucht, mit mir über meinen Ausbruch zu sprechen. Ich hatte abgeblockt. Ich wollte nur, dass Gras über die Sache wuchs und ich seine Worte nicht mehr in mir nachhallen hörte.

Gustav hatte erneut die Schichtleitung, doch ich arbeitete mit Helena zusammen, die ich mochte. Sie war ebenfalls schon lange dabei, konnte nicht mehr allzu kräftig mit anpacken, wenn es um die Pflege schwerer Bewohner ging, hatte sich aber ihre Liebe zum Beruf bewahrt. Sie war in vielen Bereichen mein Vorbild.

»Du solltest zuerst bei Herrn Sievers reinschauen.« Susi schulterte ihren Rucksack. Es war 6:28 Uhr. Offenbar war sie doch nicht zu

krank für die Nachtschicht gewesen. »Als ich vorhin dort war, drang ein strenger Geruch aus seinem Bett.«

Ich presste die Lippen aufeinander, wollte sie fragen, warum sie sich nicht direkt darum gekümmert hatte, aber es machte keinen Sinn.

»Bye, bye.« Sie verließ das Dienstzimmer und ich versuchte, meinen Atem zu beruhigen.

Agnes sah mich an. Gustav starrte auf seinen Monitor.

»Was?« In meiner Frage klang noch die Wut mit, die ich nicht gegen Susi hatte richten und auch noch nicht komplett hatte runterschlucken können. »Tut mir leid«, setzte ich deshalb hinzu, weil Agnes die Letzte war, die sie verdiente.

»Du solltest dir das nicht mehr gefallen lassen, Schätzchen.« Auch sie nannte mich Schätzchen, doch wenn sie es sagte, schwangen Mitgefühl und Freundlichkeit mit. Trotzdem fühlte ich mich klein dabei.

»Ich habe wohl kaum eine Wahl, oder? Ich habe keine Zeit, mich mit ihr zu streiten. Und wenn ich sie mir nehme, findet sie Hunderte Ausreden. Es ist ja nicht so, als hätte ich es nicht längst versucht.«

»Versuch es weiter.«

Ich schüttelte nur den Kopf. Es war leichter, mich um die Hinterlassenschaft von Herrn Sievers zu kümmern, anstatt mich mit Susi auseinanderzusetzen. »Ich starte meinen Dienst. Wir sehen uns später.«

Als ich das Dienstzimmer verlassen und den Flur betreten hatte, hielt ich für einen Moment inne. Es war okay, dass ich Susis Aufgaben übernahm. Zumindest wollte ich es gern so sehen. Für mich war es nicht schlimm gewesen, Ruth für die Abholung durch die Familie und den Bestatter vorzubereiten. Und ich säuberte jeden Tag Bewohner, die es nicht bis zur Toilette schafften. Es gehörte zu meinem Job. Und es sollte mir egal sein, warum ich bestimmte Aufgaben erledigte.

Ich ging weiter zu Zimmer Nummer 301, zog Handschuhe über und hielt für einen Moment die Luft an. Dann öffnete ich die Tür leise, sagte: »Guten Morgen, Hans«, und ging weiter zum Fenster,

um die Vorhänge und die Fenster zu öffnen. Erst dann atmete ich wieder.

Er erwiderte nichts, weshalb ich meinen Gruß etwas lauter wiederholte, während ich ins Bad ging, um die Waschschüssel zu füllen und die Materialien zu holen, die ich brauchen würde, um ihn für das Frühstück und das Bett für seine Rückkehr vorzubereiten.



Drei Stunden später stand ich auf der Terrasse, auf der Helena und Jonas unerlaubterweise rauchten. Ich rauchte nicht, genoss aber die Sonnenstrahlen und die halbwegs frische Luft. Die beiden waren in ein Gespräch über eine Netflix-Serie vertieft, die ich selbst schon durchgeschaut hatte. Normalerweise hätte ich mich daran rege beteiligt, doch nach dem gestrigen Abend war mir die Lust darauf vergangen. Wahrscheinlich würde ich nie wieder das rote N sehen können, ohne an das Gespräch mit Tommy und die damit erfolgte Erniedrigung zu denken.

Als die beiden ihre Zigaretten ausdrückten, erinnerte ich mich an Ruth und an die Telefonnummer.

»Kommst du mit?« Helena hielt mir die Tür auf.

Ich schüttelte den Kopf. »Geht schon mal vor. Ich will noch einen Anruf erledigen.«

Sie hob die Augenbrauen. »Lass dich nicht erwischen.«

Ich warf einen bedeutungsvollen Blick auf den ausgedrückten Stummel in ihrer Hand, den sie im Restmüll entsorgen würde, damit ihn hier niemand fand. »Du dich auch nicht.«

Sie zwinkerte mir verschwörerisch zu. »Und wenn schon. Was sollen sie machen? Mich entlassen?« Lachend verließ sie die Terrasse.

Sie hatte recht. Für jemanden wie sie war es quasi ausgeschlossen, diesen Job zu verlieren. Wir hatten zu wenig Leute. Und nicht

einmal die Hälfte war so gut wie Helena. Trotz ihres kaputten Rückens gehörte sie zu den Pflegerinnen, die am meisten Bewohner pro Stunde schafften, ohne dabei zu sehr zu schludern. Und sie meldete sich nie krank.

Ich zog das Telefon aus der Tasche, atmete noch einmal tief durch und wählte die Nummer. Erst als es klingelte, wurde mir bewusst, dass ich keine Ahnung hatte, wen ich da eigentlich anrief. Ich wusste nicht einmal, ob sich eine männliche oder eine weibliche Stimme melden würde.

Es war ein Mann. »Klein?«

Ich sprach schnell wie ein kleines Schulmädchen, weil ich es nicht mochte, fremde Menschen anzurufen und weil ich trotz der Bitte um den Anruf das Gefühl hatte, ihn zu stören. »Hallo, Herr Klein. Hier ist Marly. Aus dem *Haus Sophia.* Sie hatten darum gebeten, dass ich mich bei Ihnen melde.« Ich hatte noch nicht einmal meinen Nachnamen genannt. Ich hatte mich mit meinem Spitznamen gemeldet.

Sofort erklang die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf: *So habe ich dir das nicht beigebracht.*

Doch bevor ich meinen Nachnamen hinzusetzen konnte, sagte Herr Klein: »Marly, wie schön, dass Sie anrufen.« Er klang ehrlich erfreut. »Ich bin Bernard, Ruths jüngster Sohn.«

Ich lächelte. »Der jüngste von fünf.«

Er lachte. »Die letzte Hoffnung auf ein Mädchen.«

»Ja.« Ruth hatte sich immer eine Tochter gewünscht. Nur deshalb hatte sie fünf Kinder bekommen. Doch jedes einzelne Baby, das aus ihrem Bauch gekommen war, hatte den eindeutigen Beweis zwischen den Beinen, dass es wieder nicht geklappt hatte. Letztendlich hatte sie alle ihre Söhne gleichermaßen geliebt und immer wieder betont, wie viel einfacher es gewesen war, keine Zöpfe flechten zu müssen und die Kleidung von einem Kind zum nächsten weitergeben zu können.

»Danke, dass Sie sich die Zeit für den Anruf nehmen. Ich würde mich gern mit Ihnen treffen, um sie etwas zu fragen. Ginge das?«

Ich stutzte. »Können Sie mich das denn nicht am Telefon fragen?«

»Ich würde es vorziehen, wenn wir uns persönlich treffen. Und jetzt gerade ist es etwas unpassend. Ich bin auf dem Weg zum Friedhof.«

Ich schloss die Augen, spürte dem Gefühl der Traurigkeit nach, das mit seinen Worten aufstieg.

»Meine Brüder konnten erst heute Vormittag anreisen.«

Ich nickte und verstand. Es waren mehr als vierundzwanzig Stunden seit Ruths Tod vergangen. Eigentlich war das zu lang für ein Begräbnis nach seinem Glauben.

»Könnten wir uns morgen treffen? Ich könnte nach Ihrem Dienst zum *Haus Sophia* kommen. Dort gibt es ein Café, in dem wir oft mit Ima waren. Wann haben Sie Feierabend?«

Ich war verwirrt, wollte aber nicht fragen, wer Ima war.

»Sie mochte es gern dort.«

Jetzt wagte ich es doch, zu fragen. »Ima ist …?«

Er lachte. Warum war er so fröhlich? Seine Mutter war gerade gestorben. »Das ist Hebräisch und bedeutet Mutter.«

Ich spürte Hitze in mein Gesicht steigen. Warum wusste ich so etwas nicht? Ich fühlte mich wie die Ignoranz in Person. Was sollte er nur von mir denken? Bestimmt hatte er sie oft so genannt, wenn ich dabei gewesen war. »Oh. Entschuldigung.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Also, sehen wir uns morgen?«

»Ähm, ja. Ja, natürlich.« Erst als wir das Gespräch beendet und ich das Telefon zurück in die Tasche meines Kasacks gesteckt hatte, erinnerte ich mich an den Zahnarzttermin, den ich für Freitagnachmittag vereinbart hatte. Verdammt. Ich konnte Bernard kaum zurückrufen und ihn mit diesem Problem nerven. Ich hatte ihm noch nicht einmal mein Beileid ausgedrückt. Bei diesem Gedanken lief es mir heiß den Rücken runter. Was er wohl jetzt von mir dachte?

Deshalb zog ich das Telefon wieder hervor, öffnete die Termin-App und stornierte meinen lange überfälligen Zahnarzttermin. Ich wollte sofort einen neuen buchen, doch der nächstmögliche wäre im September. In zwei Monaten. Mist. Dabei hatte ich doch endlich diese eine Stelle an meinem Zahn ansehen lassen wollen. Egal. Ich würde

später anrufen. Vielleicht gab es ja eine Möglichkeit, einen früheren Termin zu bekommen.

»Es ist untersagt, während der Arbeitszeit zu telefonieren.« Gustav trat mit einem genüsslichen Grinsen auf die Terrasse. Ich wusste genau, warum er mich nicht mochte. Vor drei Jahren hatte er mich gefragt, ob ich mit ihm ausgehen wollte, und ich hatte abgelehnt. Weil ich schon damals mit Tommy zusammen gewesen war, der mir zudem von Anfang an klargemacht hatte, dass er nicht vorhatte, sich wieder von mir zu trennen. Aber selbst wenn das anders gewesen wäre, war Gustav überhaupt nicht mein Typ. Das hatte ich ihm allerdings nicht gesagt.

Bis zu diesem Zeitpunkt war er zuvorkommend und freundlich zu mir gewesen. Seit meinem Korb verhielt er sich wie der größte Vollidiot.

So wie jetzt. Nur dass er es in diesem Fall nicht ausschließlich tat, um mich zu peinigen, sondern auch, um die neue Qualitätsmanagerin zu beeindrucken, die mit einem Tablet in der Hand fiese Blicke auf mich warf.

»Ich … ich habe die Familie von Frau Klein angerufen, weil diese mich darum gebeten hat.« Ich fand, dass es in gewisser Weise schon Teil meiner Arbeit war, mit den Angehörigen der Bewohner zu sprechen.

»Jetzt erst?« Gustav sah mich missbilligend an.

Die Qualitätsbeauftragte sah zu Gustav. »Wer ist Frau Klein?«

Es brachte mich auf, dass sie nicht wusste, wer gestern hier gestorben war, doch vermutlich hatte es ihr einfach niemand erzählt.

Gustav verschränkte die Arme vor der Brust. »Eine ehemalige Bewohnerin. Sie ist verstorben.«

Die Qualitätsbeauftragte verdrehte die Augen. »Würden Sie Ihre kostbare Zeit bitte den lebenden Bewohnern schenken?«

»Sicher.« Wieder schluckte ich. Doch dieses Mal war es ein bisschen anders. »Wenn Sie entschuldigen, werde ich genau das jetzt tun.« Ich drängte mich zwischen den beiden durch die Tür und beschleunigte meinen Schritt, um ein paar der Stresshormone abzubauen. Anita fragte mich immer wieder, warum ich noch hier arbeitete. Jedes Mal, wenn wir uns sahen und ich mich über einen meiner Kollegen beschwerte, stellte sie mir diese Frage. In diesem Moment hätte ich sie ihr nicht beantworten können.

6

Ich hatte vergessen, dass Freitag tatsächlich mein FREItag in dieser Woche war, als ich mit Bernard Klein den Termin für unser Treffen ausgemacht hatte. Ich hätte ihn anrufen und ihn bitten können, den Ort zu ändern. Doch es schien ihm wichtig zu sein, dass wir das Gespräch in diesem Café führten, und ich wollte ihn kein weiteres Mal stören.

Deshalb fuhr ich am Freitagnachmittag mit dem Bus durch den Osten Berlins. Um diese Uhrzeit war er voller als am Morgen. Ich fand keinen Sitzplatz und stand im Türbereich, wo ich immer wieder anderen Menschen Platz machte, damit sie den Bus verlassen oder einsteigen konnten. Doch das machte mir nichts aus. Ich fand es spannend, zu beobachten, wie sich die Menschen verhielten. Sahen sie müde oder aufgeregt aus? Zogen sie sofort ihr Handy oder ein Buch aus der Tasche, wenn sie einen Platz gefunden hatten?

Wenn ich zum Arbeiten zum *Haus Sophia* fuhr oder nach meiner Schicht auf dem Heimweg war, erfüllten in der Regel Gedanken an Kollegen und Bewohner meinen Kopf und Müdigkeit ließ mich desinteressiert selbst auf mein Smartphone blicken. Jetzt war ich dafür zu aufgewühlt und das Betrachten der Fremden war eine willkommene Ablenkung.

Hinter jedem dieser Menschen steckte eine Geschichte. Welche war es? Am liebsten hätte ich die Frau neben mir angesprochen und sie gefragt. Sie war etwas jünger als ich, hatte kurze blonde Haare und einen grazilen, schlanken Körper, den sie aufrecht hielt. Bestimmt war sie eine Tänzerin. Eine Prima-Ballerina, die zu einer Probe für eine ihrer größten Rollen fuhr. Und vielleicht war ihr Weg dorthin alles andere als leicht gewesen. Vielleicht hatte sie sich auf dem bisherigen Höhepunkt ihrer Laufbahn verletzt, hatte jahrelang nicht getanzt und dann erst nach und nach wieder zurückgefunden.

Ich lächelte und schüttelte den Kopf über diesen Gedanken.

Sie bemerkte es und erwiderte mein Lächeln, bevor sie an der nächsten Haltestelle ausstieg. Auf ihrem Rucksack stand in großen Lettern das Wort LIVIA. Ob das ihr Name war?

Zehn Minuten später erreichte ich die Haltestelle, an der ich aussteigen musste. Heute war ich nicht zu spät. Ich war ganze zwanzig Minuten zu früh. Aber das störte mich nicht. Ich würde einen Tisch auf der Terrasse des *Chaplenes* suchen und den Parkbesuchern dabei zusehen, wie sie ihre Hunde ausführten, auf der Wiese lagen oder mit ihren Kindern Ball spielten.

Doch dazu erhielt ich keine Gelegenheit. Bernard Klein erwartete mich bereits vor der Eingangstür des Cafés. »Marly.« Ein breites Lächeln legte sich auf sein Gesicht, als er mich erkannte. »Es ist so schön, Sie zu sehen. Ich wollte Sie im *Haus Sophia* abholen, doch dort sagte man mir, dass Sie heute frei haben. Deshalb bin ich direkt hierher gekommen. Wir hätten uns auch an einem anderen Ort treffen können. Warum haben Sie nichts gesagt?«

Ich fühlte mich mies. Vermutlich war es für ihn auch ein weiter Weg, um in diesen Teil der Stadt zu gelangen. Und das durch den Berliner Berufsverkehr. »Ich habe es vergessen«, sagte ich etwas kleinlaut. »Und dann wollte ich nicht noch einmal anrufen. Ich dachte …« Ich hielt inne. Ich konnte ihm kaum erzählen, dass ich ihn nicht hatte stören wollen. Er würde mich für ein kleines Mädchen halten.

Doch er lächelte. »Das macht doch nichts. Es war schön, noch einmal hierherzufahren. Ich habe viel über Ima nachgedacht und

es war ein bisschen wie ein weiterer Abschied.« Nun legte sich Trauer wie ein Schatten über sein Gesicht, der die Freundlichkeit darin jedoch nicht überdeckte.

In diesem Moment wurde mir wieder bewusst, dass ich ihm noch nicht mein Beileid ausgesprochen hatte. Ich war nicht besonders gut in diesen Dingen, selbst im *Haus Sophia* fiel es mir schwer, mit den Angehörigen zu sprechen. Doch ich hätte irgendetwas sagen sollen, oder? »Herr Klein …« Ich erinnerte mich daran, dass wir uns beim Vornamen nannten. Mein Gott, was war nur los mit mir? »Bernard, es tut mir so leid, dass Ihre …« Ich zögerte, nutzte dann aber seine Formulierung. »… dass Ihre Ima gestorben ist. Sie war ein wundervoller Mensch und es ist sicher ein großer Verlust für Sie.« Mein Ego sprang an und ich hörte die Stimme meiner Mutter: *Hättest du das nicht besser formulieren können?*

Doch wieder lächelte Bernard. »Danke, Marly. Es bedeutet mir viel, dass Sie das sagen. Was meinen Sie, duzen wir uns?«

Bernard hätte mein Vater, vielleicht sogar mein Großvater sein können. Er war sicher fast siebzig Jahre alt. Doch ich war es gewohnt, ältere Menschen zu duzen. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner boten es mir nach ein paar Wochen an. Von der Heimleitung wurde das nicht gern gesehen, doch mir ermöglichte es einen persönlicheren Umgang mit den Menschen. Sicher, es verringerte die Distanz, doch das Heim war für sie ihr Zuhause. Es sollte dort Menschen geben, mit denen sie per Du waren. Besonders dann, wenn ihre Verwandten es nur selten schafften, sie zu besuchen.

»Gern. Ich bin Marly«, sagte ich überflüssigerweise, aber mit einem Grinsen.

»Ich bin Bernie.« Einer seiner Mundwinkel hob sich höher als der andere.

Bernie? Also gut. »Wollen wir reingehen, Bernie?«

»Sehr gern.« Er hielt mir seinen Arm hin, damit ich mich unterhaken konnte. Wir hielten diese Verbindung nur für den Eintritt in das Café, doch es fühlte sich nett an.

»Hallo, Ella.« Bernie winkte in Richtung des Tresens, an dem eine junge Frau das Kuchenbuffet aufräumte.

Sie sah auf und als sie ihn erkannte, sah sie sich suchend um. Ihr Blick fiel auf mich. Wir kannten uns vom Sehen, doch bisher hatte ich ihren Namen nicht gewusst. »Wo ist denn Ruth?«

Ich biss mir auf die Unterlippe. Neben mir straffte Bernie die Schultern und atmete tief ein. Dann schüttelte er den Kopf.

Ella legte das Kuchenbesteck zur Seite und sah ihn stirnrunzelnd an.

»Sie ist vor zwei Tagen gestorben.« Er lächelte noch immer, doch ich konnte auch den Schmerz in seiner Stimme hören.

Ella wischte sich die Hände an der Schürze ab und kam zu uns. Sie ergriff nun seine Hände und sagte: »Das tut mir so leid. Deine Mutter war einer der beeindruckendsten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Wie geht es dir?«

Ella sagte fast dasselbe, wie ich es getan hatte, und doch musste es einen komplett anderen Eindruck auf Bernie machen. Ich spürte die Aufrichtigkeit dahinter. Außerdem hatte sie sofort ihr Beileid ausgedrückt und sie hatte ihn gefragt, wie es ihm ging. Warum hatte ich das nicht getan? Und im nächsten Moment kam ich mir so falsch vor. Wie konnte ich in dieser Situation an mich denken?

»Wir haben sie gestern beerdigt. Sie ist friedlich eingeschlafen und sie hatte ein wunderbares langes Leben.« Er schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid.«

Ich hatte keine Ahnung, was er meinte, doch auf Ellas Gesicht zeichnete sich ein Schmerz ab, den sie schon lange bei sich zu tragen schien. Was war ihre Geschichte?

Sie nickte ihm zu, versuchte sich an einem Lächeln und wandte dann den Kopf zu mir.

»Das ist Marly. Sie war Imas beste Freundin im *Haus Sophia.*«

Erstaunt sah ich zu ihm, erkannte dann aber, dass er vermutlich recht hatte. Ich krächzte ein »Hi«, räusperte mich und sagte dann etwas klarer: »Ruth war ein wundervoller Mensch.«

Für einen Moment schwiegen wir.

»Wo möchtet ihr sitzen? Auf der Terrasse? An Ruths Lieblingstisch? Es ist so herrliches Wetter. Und ich bringe euch ihren

Lieblingskuchen. Bernie, für dich Kaffee schwarz? Und für dich, Marly, einen koffeinfreien Cappuccino mit Hafermilch?«

»Du weißt, wie ich meinen Kaffee trinke?« Ich bereute meine Frage sofort. Schon wieder stellte ich mich in den Mittelpunkt.

Ella grinste. »Na klar weiß ich das. In dieser Gegend bestellen nicht besonders viele diese Spezialität.« Sie zwinkerte mir zu. »Setzt euch. Kaffee und Kuchen gehen auf mich.«

Sie erinnerte sich also nicht an mich, sondern an meinen besonderen Kaffeewunsch. Das ergab Sinn, enttäuschte mich jedoch leicht und ich dachte darüber nach, während Bernie zunächst gegen Ellas Angebot protestierte, es dann aber doch annahm, als sie sagte: »Für Ruth. Lass es mich für sie tun.«

»Also, gut. Danke.« An mich gewandt, sagte er: »Gehen wir?«

Ich nickte und entschied, mein kleines Selbstbewusstsein bei Ella zu lassen. In der Hoffnung, dass sie es nicht mit an den Tisch bringen würde, wenn sie uns den Kuchen servierte.

Sie hatte recht. Es war ein wunderschöner Nachmittag. Nicht so heiß wie an den vergangenen Tagen, weil es in der Nacht geregnet hatte. Jetzt schien die Sonne, doch auf der Terrasse saßen wir im Schatten eines großen weißen Sonnenschirms. Dort schwiegen wir für einen Moment. Bernie hing seinen Gedanken nach und ich beobachtete, wie ich es zuvor geplant hatte, die Parkbesucher. Es war ein schöner Park und in diesem Moment wünschte ich mir, dass wir mit den Bewohnern hin und wieder Ausflüge hierher unternehmen könnten. Ob ich es vorschlagen sollte? In der Frühschicht wäre dafür keine Zeit, doch am Nachmittag, wenn ausreichend Mitarbeiter da waren, wäre es eventuell möglich. Hin und wieder zumindest.

Erst als Ella an unseren Tisch kam und Teller und Tassen darauf abstellte, sprachen wir wieder, bedankten uns und ich lenkte meine Aufmerksamkeit auf Bernie. Dabei glitt mein Blick über den Kuchen. Ich sollte ihn nicht essen. Am Sonntag würde es auch bei meiner Mutter nichts geben, das meinem Ernährungsplan entsprach. Doch ich konnte ihn kaum ablehnen. Ella hatte es gut gemeint.

»Ima liebte Schokolade. Und Ellas Schokoladenkuchen war immer ein Highlight, wenn ich sie besuchte. Hast du ihn schon einmal probiert?«

Ich schüttelte den Kopf. Die Wahrheit war, dass ich es mir nur sehr selten erlaubte, überhaupt etwas bei Ella zu bestellen. Sie hatte zwar keine außergewöhnlich hohen Preise, doch mit meinem Gehalt sprengten auch diese mein Budget.

»Dann wünsche ich dir einen guten Appetit.« Beherzt stach er mit der Gabel in den Kuchen und trennte ein großes Stück ab, das er sich in den Mund schob.

Ich ging anders vor. Ich schnitt nur ein kleines Stück ab und führte es langsam zu meinem Mund. Dort löste es eine kleine Geschmacksexplosion aus und meine Mundwinkel hoben sich.

»Gut, oder?« Bernie sprach mit vollem Mund, lachte, als ihm das bewusst wurde, und hielt sich die Hand vor die Lippen.

Ich schluckte, bevor ich sprach. »Richtig gut.« Am liebsten hätte ich mich voll auf den Kuchen konzentriert, ihn in kleinen Portionen genossen. Doch das würde ewig dauern und Bernie und ich waren hier, weil er etwas mit mir besprechen wollte. Sicher hatte er sich nur eine begrenzte Zeit dafür eingeplant. Ich hatte Tommy gesagt, dass ich nicht wüsste, wann ich zurück sein würde.

»Warum wolltest du mit mir sprechen?« Als ich die Frage ausgesprochen hatte, überkamen mich wieder Zweifel. Vielleicht hätte ich ihn seinen Kuchen zunächst essen lassen sollen. Verdammt, Ella hatte mein fehlendes Selbstbewusstsein wirklich wieder mitgebracht.

»Mh.« Dieses Mal kaute er zu Ende und schluckte, bevor er sprach. »Du hast recht. Es tut mir leid, dass ich dir deinen freien Nachmittag nehme.«

Ich hob die Hände, in einer von ihnen hielt ich die Gabel. »Nein, so war das nicht gemeint. Ich habe Zeit.« Dieses Gespräch fühlte sich schon jetzt sehr unangenehm an. Dabei hatten wir noch nicht einmal begonnen.

»Ich würde gern mit dir über meinen Bruder und seine Frau und einen der letzten Wünsche meiner Mutter sprechen. Aber wenn es

in Ordnung für dich ist, würde ich das gern etwas später tun. Die letzten Tage waren sehr aufregend und auch in nächster Zeit gibt es vieles zu tun.«

»Sicher.« Bernie schien ein netter Kerl zu sein. Dass er sich so kurz nach dem Tod seiner Mutter die Zeit nahm, um mit mir einen Kaffee zu trinken, gab mir das Gefühl, dass ich diese Zeit für ihn irgendwie lohnenswert machen musste. Gleichzeitig wollte ich wissen, was dieser Wunsch Ruths gewesen war.

Bernie lächelte, legte seine Gabel auf den Teller und trank einen Schluck Kaffee. »Aaah. Das tut gut.« Er beugte sich etwas vor. »Marly, du warst im letzten Jahr eine wichtige Bezugsperson für meine Mutter. Es hat mir so wehgetan, sie in ein Heim zu geben, doch du hast dieser Entscheidung eine helle Seite gegeben. Dafür bin ich dir sehr dankbar.«

Ich schluckte. »Danke.«

»Ima hat viel von dir gesprochen, wenn wir telefoniert haben. Und sie hat sich gewünscht, dass du weißt, wie viel es ihr bedeutet hat, wenn du dir Zeit für sie genommen hast.«

»Es war nicht viel«, begann ich sofort, mich und mein Tun kleinzureden. So viel Lob hatte ich nicht verdient. Ich tat nur meinen Job.

»War es das nicht?«

Wieder hatte ich etwas Falsches gesagt. Jetzt musste er glauben, dass Ruth keine besondere Bedeutung für mich gehabt hatte. Doch das stimmte nicht. »Vielleicht. Aber wenn ich die Zeit gefunden habe, habe ich es gern getan.«

»Für Ima hat es die Welt bedeutet.«

Ich wollte etwas erwidern, mit dem ich das Gewicht seiner Worte erleichtern konnte, doch mir fiel nichts ein. Ich war zu gerührt. »Danke«, sagte ich deshalb erneut. Denn das war es, was ich spürte. »Ich bin wirklich dankbar, dass ich Ruth kennenlernen durfte. Sie war ein so außergewöhnlicher Mensch.«

»Ich wünschte, du und ich, wir hätten uns öfter gesehen. Doch Ima wollte immer hierher kommen.«

Ich betrachtete ihn, konnte mich an die wenigen Male, die er seine Mutter während meiner Arbeitszeit besucht hatte, kaum erinnern.

Doch ich wusste, dass er häufig da gewesen war, denn Ruth hatte es mir jedes Mal erzählt.

Jetzt lehnte er sich zurück und betrachtete mich. »Du warst ein wichtiger Mensch für meine Mutter. Sie hat sich von dir gesehen gefühlt. Darf ich dir etwas über sie erzählen?«

Ich nickte, gerührt von seinen Worten.

»Für meine Mutter waren alle Menschen außergewöhnlich. Jeder einzelne hatte für sie eine Bedeutung. Das habe ich immer bewundert. Sie konnte den Wert in jedem einzelnen Menschen sehen, auch wenn dieser ihn selbst nicht erkannt hatte. Weißt du? Ich meine den wirklichen Wert.«

Ich verstand nicht. »Den wirklichen Wert?«

Wieder lächelte er. »Als wir noch ganz klein waren, hat sie uns davon abgehalten, sie um ihre Meinung zu unseren gemalten Bildern zu fragen. Jedes Mal, wenn ich mit einem Blatt voller bunter Kleckse, die einen Hund oder eine Blume oder ein Flugzeug darstellen sollten, vor ihr stand, um mir ein Lob von ihr abzuholen, hat sie mit dem Kopf geschüttelt und gesagt: ›Bernie, es spielt keine Rolle, was ich von deinem Bild halte. Was denkst du darüber?‹« Er imitierte ihre Stimme und wir lachten gemeinsam, weil er viel zu tief sprach, aber ihren Singsang sehr gut nachahmte. »Als ich älter war, hat sie es mir anders erklärt. Sie meinte, dass kein Mensch mir jemals das Gefühl geben dürfte, wertlos oder wertvoll zu sein.«

Mein Lächeln, das dem Lachen gefolgt war, verschwand von meinem Gesicht. »Aber …« Ich verstand nicht, was sie ihm hatte sagen wollen. »Aber es ist doch schön, wenn wir uns von anderen geliebt und wertgeschätzt fühlen.«

Er nickte. Er schien mich zu verstehen. »Ja, das ist es. Doch was passiert, wenn dir niemand das Gefühl gibt?«

Eine plötzliche Leere ergriff mich. Ich dachte darüber nach, welche Menschen es in meinem Leben gab, die mir das Gefühl gaben, wertvoll zu sein. Ja, da waren manche Bewohner im *Haus Sophia*. Doch sie waren abhängig von mir. Ich wurde dafür bezahlt, einen Wert für sie zu haben. Irgendwie zählte das also nicht. Die einzigen beiden Personen, bei denen ich wirklich das Gefühl hatte, wertvoll

für sie zu sein, waren Tommy und Anita. Doch … auch nicht permanent. »Oder nicht immer …«, flüsterte ich.

Bernie hatte mich gehört. »Genau.«

Ich sah zu ihm auf, hoffte auf eine Erklärung, auf eine Hilfestellung. Doch er vertiefte die Frage: »Was geschieht dann?«

Eine Weile dachte ich darüber nach. Wie fühlte ich mich, wenn Tommy mir nicht sagte oder zeigte, dass er mich brauchte. Oder wenn Anita sich keine Zeit für ein Treffen mit mir nahm?

»Welchen Wert hast du, wenn die Menschen im Außen dir keinen geben?«

Ich atmete tief durch und ein unkontrolliertes Schluchzen drang aus meinem Hals. Erschrocken atmete ich etwas schneller, bis ich die Tränen zurückgedrängt hatte. »Es tut mir leid.« Es waren sicher die Emotionen von Mittwochabend, die ich noch immer nicht ganz los war, die mich nun wieder heimsuchten.

Bernie lächelte. »Ima hat mir beigebracht, dass der einzige Mensch, der meinen Wert bestimmen darf und sollte, ich selbst bin. Wenn ich mir meines Wertes bewusst bin, ist es egal, was andere Menschen über mich denken.«

»Warum? Warum ist es dann egal? Es ist doch wichtig.« Wie sollte mich jemand lieben, wenn er dachte, ich wäre wertlos?

»Für wen ist es wichtig?«

»Na, für mich.« Ich presste die Lippen aufeinander, hatte noch mehr sagen wollen, doch dieses Gespräch fühlte sich plötzlich zu tief an. Ich kannte diesen Mann überhaupt nicht. Er war sicher fast dreimal so alt wie ich und ich hatte kurz davor gestanden, meine Haltung zu verlieren. Das konnte es doch nicht gewesen sein, über das er mit mir sprechen wollte.

»Warum ist es für dich wichtig, was die anderen über dich denken?«

Ich wollte ihn nicht vor den Kopf stoßen, sonst hätte ich ihn erneut gebeten, mir zu sagen, warum wir hier waren. Und als ich diesen Gedanken durch meinen Kopf ziehen ließ, sah ich einen Zusammenhang. In diesem Moment war es mir wichtig, was Bernie über mich dachte. Warum? Warum machte ich mir mehr Gedanken

darüber, wie es diesem fremden Menschen in unserem Gespräch ging, als darüber, wie ich mich fühlte?

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich etwas kleinlaut.

»Ich will dir nicht zu nahe treten, doch vielleicht solltest du das herausfinden.« Er betrachtete mich und ich fühlte mich unwohl unter seinem Blick.

Dennoch fragte ich: »Wie?«

Jetzt lächelte er. »Eigentlich ist es ziemlich einfach. Du stellst dir die Frage jedes Mal dann, wenn du merkst, dass du die Meinung der anderen über deine eigene hebst.«

»Und dann ist es mir egal?«

»Nein.« Ein sanftes Lachen begleitete seine Worte. »Es wäre schön, wenn es so leicht wäre.«

In diesem Moment klingelte mein Telefon. Ich wollte es ignorieren, doch Bernie meinte: »Geh ruhig ran.«

Ich zog es aus der Tasche. »Es tut mir leid. Ich habe vergessen, den Ton auszuschalten.«

Es war meine Mutter. »Marlene?«

»Ja?«

»Dein Bruder hat gerade angerufen. Er wird am Sonntag in Berlin sein. Wir essen zusammen. Ich wollte dich nur daran erinnern, dass ihr bitte pünktlich hier seid. Du weißt doch, er hat immer so wenig Zeit.«

»Ähm, ja, natürlich.«

»Dann sehen wir uns Sonntag. Ich gehe jetzt zum Friseur. Wann warst du eigentlich das letzte Mal? Du wartest doch nicht wieder, bis deine Spitzen kaputt sind, oder?«

Verstohlen warf ich einen Blick auf meine Haare, die mir inzwischen bis zur Brust reichten. Ich hatte sie seit einem halben Jahr nicht mehr geschnitten. Im ersten Moment wollte ich in gewohnter Manier behaupten, ich wollte ebenfalls heute zum Friseur gehen, doch dann dachte ich an die letzten Minuten und entschied mich anders. »Ich bin gerade in einem Gespräch. Wir reden am Sonntag.«

»Du solltest wirklich nicht ans Telefon gehen, wenn du dich mit jemandem triffst.« Sie hatte recht.

»Bis Sonntag.« Ich wartete nicht darauf, dass sie meinen Abschiedsgruß erwiderte, legte auf und schaltete das Telefon auf stumm.

»Tut mir leid«, sagte ich an Bernie gewandt.

Er musterte mich für einen Moment, dann sagte er: »Ich will dich nicht länger aufhalten. Lass uns darüber reden, warum wir hier sind.«

Endlich. »Gern.«

»Wie du weißt, bin ich der jüngste von fünf Brüdern. Wir wurden innerhalb von zehn Jahren geboren. Meine Mutter war achtzehn, als der Erste von uns kam. Und nächstes Jahr wäre sie neunundneunzig geworden. Mein ältester Bruder ist somit bereits achtzig.«

Ich nickte, verstand aber nicht, was er mir damit sagen wollte.

»Er pflegt seine Frau bei sich zu Hause. Er würde sie niemals in ein Heim geben. Sie hatten nie Kinder und auch sonst haben sie immer sehr für sich gelebt.« Er atmete tief durch. »Ich würde dir die beiden gern vorstellen.«

»Warum?« Die Frage kam fast unkontrolliert aus meinem Mund, denn in Wahrheit spürte ich sofort ein Kribbeln bei seinen Worten. Ich konnte nicht genau greifen, wo es herkam. Vielleicht, weil ich auch an dieser Geschichte interessiert war. Vielleicht, weil ich in Bernies Augen die Liebe erkannte, die seinen Bruder und dessen Frau zu verbinden schien.

»Er schafft es nicht mehr allein. Er braucht Hilfe.«

Ich runzelte die Stirn. »Was hat das mit mir zu tun?«

»Ehrlich gesagt, weiß ich das noch nicht. Doch meine Mutter hat sich gewünscht, dass ihr euch kennenlernt. Sie hat sich große Sorgen um ihn gemacht. Und um seine Frau.«

Ich verstand noch immer nicht. »Warum soll ich ihn kennenlernen? Habe ich ihn denn noch nicht gesehen?«

Bernie schüttelte den Kopf. »Er hat das *Haus Sophia* nie betreten. Er war oft mit uns hier, doch nie im Pflegeheim. Ich vermute, aus Angst. Viele der Leute dort sind nicht viel älter als Beatrice. Das ist seine Frau.«

Ich nickte und wiederholte meine andere Frage: »Warum soll ich ihn kennenlernen, Bernie?«

»Ich versuche seit Jahren, ihn davon zu überzeugen, sich bei der Pflege unterstützen zu lassen. Er hat sein eigenes Leben komplett aufgegeben. Und so löblich das von außen erscheint, es tut ihm nicht gut. Und er schafft es auch körperlich nicht mehr.«

»Bernie, ich habe einen Job. Ich kann mich nicht um deine Schwägerin kümmern.« Fast schon war ich wütend. Dafür hatte er mich hierher gebeten? »Und ich kann auch nicht zusätzlich zu diesem Job einen privaten Pflegedienst übernehmen. Oder möchtest du, dass ich ihn überzeuge, dass er seine Frau ins *Haus Sophia* bringt? Soll ich Werbung für das Pflegeheim machen?« Das würde ich nicht können. Ruth mochte sich dort halbwegs wohlgefühlt haben, doch ich war ziemlich sicher, dass sich alle Befürchtungen, die Bernies Bruder davon abhielten, seine Frau in ein Heim zu geben, bei uns bewahrheiten würden. Wir waren kein Luxus-Pflegeheim. Zu uns kamen jene, die zwar nicht ganz am Existenzminimum lebten, aber auch keine besonders hohe Rente erhielten. Die Arbeitsbedingungen und auch die Lebensbedingungen waren in anderen Seniorenheimen deutlich besser. Sie waren besser ausgestattet als wir, moderner …

»Ich möchte nur, dass du die beiden einmal triffst. Weil es Imas Wunsch war.«

Und wie hätte ich ihr und ihm diesen verwehren können? All die Anspannung fiel von mir ab. Was sprach dagegen? »Okay.«

Der Schatten, der sich bei der Erwähnung seiner Mutter erneut über sein Gesicht gelegt hatte, wich und machte einem Lächeln Platz. »Danke, Marly. Das bedeutet mir viel.«

Ich nickte nur.

»Da ist nur eine Sache. Alfred darf nicht wissen, dass du aus diesem Grund kommst. Er soll glauben, dass ich dich ihm nur deshalb vorstelle, weil du Imas Freundin warst.« Er lachte auf. »Natürlich war das Unsinn. Du hast deinen Job gemacht, das sehe ich. Doch für sie warst du wichtig.«

Ein warmes Gefühl breitete sich in mir aus. Es paarte sich mit der Traurigkeit darüber, dass ich dieser Frau nicht mehr Zeit hatte schenken können. Nicht mehr Wärme. Ich dachte an all die Momente, in denen ich mir auch für sie nicht mehr als zehn Minuten hatte nehmen können, in denen ich zu schnell, zu unaufmerksam, zu hektisch vorgegangen war. »Für mich war sie auch wichtig«, flüsterte ich.

Er griff nach meiner Hand, die neben meinem Teller lag. Ich hatte kein weiteres Stück des Kuchens gegessen. »Danke, Marly.« Tränen schimmerten in seinen Augen. »Danke, dass du in dieser letzten Zeit an ihrer Seite warst, wann immer du es konntest.«

Ich schluckte, wollte nicht vor ihm weinen und ließ dann doch zu, dass eine Träne über meine Wange rollte. Und mit ihr manifestierte sich die Entscheidung, die ich zuvor schon ausgesprochen hatte. Ich würde Ruth diesen Wunsch erfüllen. Warum auch nicht? Ein Kaffee zum Nachmittag mit Bernie, seinem Bruder und dessen Frau. Mehr nicht. Das war nichts Besonderes. Was sollte schon passieren? Außerdem war ich neugierig auf die beiden. Es war, als würde eine innere Stimme mich dazu auffordern, mich mit den beiden zu treffen. Deshalb sagte ich: »Dann treffen wir uns mit Alfred und Beatrice. Wie wäre es nächste Woche Dienstag?«

7

Auf dem Weg nach Hause starrte ich auf mein Handy. Das, was ich auf der Hinfahrt bei den anderen Fahrgästen mit einer gerümpften Nase beobachtet hatte, tat ich nun selbst. Ich entfloh dem Alltag, indem ich durch kurze TikTok-Videos scrollte, die ich mir nur selten komplett ansah.

Ich wollte nicht an das denken, worüber Bernie und ich gesprochen hatten, bevor er zum eigentlichen Grund für unser Treffen gekommen war. Und doch waren es genau diese Gedanken, die in meinem Kopf hämmerten.

Welchen Wert hast du, wenn die Menschen
im Außen dir keinen geben?

Schnell scrollte ich zum nächsten TikTok. Ich benutzte die App nicht oft, doch der Algorithmus schien mich viel zu gut zu kennen. Er zeigte mir Videos von anderen Pflegekräften, von Berlinern und

über neue Netflix-Serien. Erst bei einem Video von *Grace & Anna* wischte ich nicht mehr automatisch mit dem Daumen nach oben.

Anna saß auf einer Bühne, der Publikumsbereich war leer. Ich hatte den Ton ausgeschaltet, doch sie redete ohnehin nicht. Sie saß nur dort, ein Notizbuch auf dem Schoß, und schrieb. Dann kam eine Texteinblendung.



Was immer du dich fragst, die Antwort liegt in dir.

Hatte der TikTok-Algorithmus auch mein Gespräch mit Bernie verarbeitet? Ich schaltete das Handy aus. *Welchen Wert hast du, wenn die Menschen im Außen dir keinen geben?*

Keinen, schrie mein Gehirn. Oder welcher Teil von mir auch immer dafür verantwortlich war, dass ich sofort Widerstand bei dieser Frage spürte. Ich wollte von den Menschen als wertvoll angesehen werden. Ich wollte, dass meine Mutter mich liebte. Ich wollte dazugehören, wenn ich mich mit mehreren Leuten traf.

Wenn mir die Menschen keinen Wert gaben, dann war ich nichts wert. Da konnte Bernie noch so sehr darauf bestehen, dass ich mir meinen Wert selbst geben musste. Wenn die anderen ihn nicht sahen, dann war das sinnlos.

Mein Telefon leuchtete auf. Noch immer hatte ich den Ton ausgeschaltet. Es war Anita, meine beste Freundin seit der Grundschule. Seit achtzehn Jahren war sie der einzige Mensch, mit dem ich wirklich über alles redete.

»Findest du mich wertvoll?«

»Ich wünsche dir auch einen wundervollen Abend, du unsagbar wertvoller Mensch.« Ich hörte das verwirrte Lächeln in ihrer Stimme. »Und ja, für mich bist du eines der wertvollsten Wesen, das ich kenne.«

Ich spürte in ihre Worte hinein, suchte nach etwas, ohne genau zu wissen, wonach. Genugtuung gegenüber Bernie, weil es eben

doch wichtig war, dass die anderen unseren Wert erkannten? Doch ich fand sie nicht, denn sie hätte ein anderes Gefühl vorausgesetzt. Zufriedenheit. Die spürte ich nicht.

»Danke«, erwiderte ich nicht euphorisch genug.

»Was ist los?«

»Ach nichts.« Ich hatte keine Lust, darüber zu reden. Ich hatte mich von diesen Gedanken ablenken wollen, weil sie mich nirgendwohin brachten. »Warum rufst du an?«

»Ich wollte unseren morgigen Partyabend mit dir besprechen.«

»Partya…« Dann fiel es mir ein. Mist! »Anita, ich kann morgen nicht.«

»Was? Warum nicht?«

»Sie haben mir eine Nachtschicht reingehauen.«

Sie stöhnte auf. »Du meinst, du hast dir eine Nachtschicht reinhauen lassen.«

Genervt erwiderte ich: »Was soll ich denn tun?«

»Nein sagen.« Auch Anita klang genervt.

»Das ist nicht so leicht.«

»Doch, das ist es, Marly. Du hast es gerade zu mir gesagt.«

Die Rechtfertigung, die ich schon auf der Zunge hatte, nahm einen so bitteren Geschmack an, dass ich sie am liebsten ausgespuckt hätte. Stattdessen schluckte ich sie hinunter. »Was? Nein, das habe ich nicht.«

»Doch, natürlich hast du das. Du hast zu deiner Nachtschicht Ja gesagt und damit Nein zu unserem Mädelsabend, den wir vor einem Monat verabredet haben.«

»Ich habe nicht Nein gesagt, ich habe einfach nicht daran gedacht.«

»Ganz ehrlich, Marly, dann hast du schon viel früher Nein dazu gesagt.«

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Sie hatte recht. Ich hatte es versaut. Und ich sah nur eine einzige Möglichkeit, es wiedergutzumachen. »Was ist mit heute? Ich bin in zwanzig Minuten zu Hause. In einer Stunde könnten wir uns zum Essen treffen und danach ausgehen. Ich habe morgen Frühschicht, aber

das macht nichts. Wir feiern bis in den Morgen und setzen mich direkt vorm *Haus Sophia* ab. Was meinst du?«

»Du willst mir allen Ernstes erzählen, dass du heute mit mir die komplette Nacht durchfeiern willst, morgen eine Frühschicht rockst und danach noch eine Nachtschicht?«

Ich schluckte und dachte an die Augenringe, mit denen ich am Sonntag beim Essen mit meiner Mutter und meinem Bruder auftauchen würde. Wenn er müde aussah, schrieb unsere Mutter das seinem harten Job zu. Wenn sich unter meinen Augen Schatten gebildet hatten, achtete ich nicht ausreichend auf meinen Schlaf.

»Lass gut sein, Marly. Wir machen es ein anderes Mal.«

»Es tut mir wirklich leid.«

»Das Schlimme ist, dass ich dir das glaube. Dir passieren diese Sachen nicht, weil du ignorant bist oder nicht an andere denkst.«

Ich schluckte. »Was denn dann?«

»Du denkst nicht genug an dich. Ständig sagst du zu allem Ja.« Sie machte eine Atempause. »Außer zu dir. Warum?«

Es war eine einfache Frage. Und doch konnte ich sie nicht beantworten. Oder ich wollte die Antwort nicht teilen, die sich in mir aufbaute. Weil sie nur wegen des Gesprächs mit Bernie da war. Weil sie auf keinen Fall der Wahrheit entsprach.



Weil ich möchte, dass die Menschen
mich mögen.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich deshalb. So viel zum Thema, ich erzählte Anita alles.

»Dann finde es heraus.«

»Du könntest mich morgen in meiner Nachtschicht besuchen«, schlug ich halbherzig vor.

»Nein, meine Liebe. Da darfst du ganz allein durch. Nimm dir ein Journal mit und denk über die Frage nach, die ich dir gerade gestellt habe.«

Okay, das war schräg. Gerade noch hatte ich mein Handy ausgeschaltet, um das Video von Anna nicht mehr zu sehen. Nur damit Anita den Faden wieder aufnahm und mir einen viel konkreteren Hinweis darauf gab, dass ich etwas aufschreiben sollte?

»Sicher.« Auf keinen Fall würde ich das tun. Ich würde einfach in Zukunft alle Termine in meine Kalender-App eintragen. Und jedes Mal, wenn jemand mich um eine ominöse Totenbesprechung oder die Übernahme einer Schicht bat, würde ich darauf hinweisen, dass ich zunächst meinen Kalender konsultieren musste.

Das fühlte sich seltsam gut an.

Ein bisschen so, als würde ich die Kontrolle über etwas übernehmen, von dem ich bisher geglaubt hatte, dass es vollständig außerhalb meines Einflussbereiches lag. Hm. Das war interessant.

»Marly?«

»Ja?«

»Hast du meine Frage nicht gehört?«

»Was? Nein. Habe ich nicht. Was hast du gefragt?«

»Ob wir es dann nächstes Wochenende machen wollen.«

Ein Lächeln legte sich auf meine Lippen und ich sagte: »Lass mich meinen Kalender konsultieren.« Ich unterdrückte ein Kichern. Irgendwie klang das wahnsinnig erwachsen. Das passte nicht zu mir. Ich war nicht erwachsen, wollte es nicht sein. Dennoch nahm ich das Handy vom Ohr und öffnete die Kalender-App. Ab Freitag hatte ich Spätdienst, doch der Samstag war frei. Ich blockte den Abend ab siebzehn Uhr mit dem Ereignis *Mädels-Party-Night mit Anita*, setzte vorsichtshalber zwei Erinnerungen, die mich vier Tage und einen Tag vorher an das Treffen erinnern würden, und fügte Anita als Teilnehmerin hinzu. Dann nahm ich das Telefon wieder ans Ohr.

»Was war das? Hast du mir etwas geschickt?«

»Könnte sein.« Ich grinste. Warum, wusste ich nicht. Doch es fühlte sich gut an. Durch den Kalendereintrag hatte die Verabredung ein höheres Gewicht.

»Oh. Okay. Juchu!« Anitas Wut war verschwunden. »Ich freue mich. Aber ich warne dich, wenn du mich noch einmal für so etwas Banales wie eine Nachtschicht versetzt, bin ich nicht mehr deine beste Freundin.«

Ich schluckte, obwohl ich wusste, dass sie es nicht ernst meinte. »Es tut mir leid, dass ich es vergessen habe.«

»Es tut dir leid, dass du es *schon wieder* vergessen hast.«

»Jetzt hack nicht darauf rum!«



Was passiert, wenn dir die Menschen nicht permanent das Gefühl geben, wertvoll zu sein?

»Tut mir leid. Ich weiß es ja selbst. Und ich will schließlich nicht, dass dein Schichtdienst das Ende unserer Freundschaft ist.«

Ich schluckte. Das wollte ich auch nicht. Und irgendwie tat es mir leid, dass sie das verstehen musste.

»Okay, meine Liebe. Ich bin noch verabredet. Ich gehe mit einer Kollegin zum Wellness. Mach dir einen schönen Abend mit Tommy.«

Ein Stich der Eifersucht durchfuhr mich. Kollegin? Doch bevor ich fragen konnte, wer das war, verabschiedete Anita sich: »Mach's gut, Liebes.« Und dann legte sie auf.

»Mach's gut, Anita«, sagte ich dennoch und ließ das Handy kraftlos sinken, bis es in meinem Schoß lag. Ich fühlte mich mies. Nicht mehr nur, weil ich unser Date vergessen hatte, sondern weil sie mich zu ersetzen schien. Wellness?

Natürlich wusste ich, dass Anita auch andere Freundinnen hatte. Doch was, wenn sie sich öfter mit anderen traf, weil ich ihr nicht das Gefühl gab, wichtig genug zu sein? Sie hatte recht, ich hatte

zu dieser dämlichen Nachtschicht Ja gesagt, anstatt mich an unser Treffen zu erinnern. Okay, das würde von nun an anders werden. Aber der Schaden war angerichtet.

Ich hob das Handy wieder hoch, öffnete erneut die Kalender-App und trug sowohl das Mittagessen mit meinem Bruder und meiner Mutter als auch das Treffen mit Bernie und seiner Familie ein. Auch für diese beiden Termine setzte ich mir je zwei Erinnerungen.

Aus dem Nichts poppte eine Frage in meinem Kopf auf.

Was willst du bauen?

Sie stammte aus der Projektmanagement-Anleitung für Dreijährige. Ich schloss die Augen und brachte sie mit den letzten Stunden in Verbindung. Was wollte ich bauen? Ich wollte ein Leben bauen, das mich nicht in Situationen brachte, in denen ich andere Menschen enttäuschte, weil ich vergessen hatte, dass wir verabredet waren.

Welche Steine brauchst du dafür?

Ein Lächeln legte sich auf meine Lippen, weil ich den vielleicht wichtigsten Stein dafür gefunden hatte. Meine Kalender-App. Jetzt durfte ich Schritt für Schritt bauen. Zumindest war das der dritte Punkt in dem Projektplan. Das bedeutete, dass ich jeden Termin sofort eintrug. Und dass ich dann zu den Terminen stand. Es gab nur ein Problem: Auch dann würde ich Menschen enttäuschen.

Seufzend lehnte ich mich zurück. Ich würde es nie allen recht machen können. Und vielleicht war es an der Zeit, mir die Frage zu stellen, ob ich das überhaupt wollte.

In diesem Moment traf eine SMS auf meinem Telefon ein. Sie war von Jonas, mit dem ich morgen zusammenarbeiten sollte.

Hey, Marly. Sorry, hab mir 'nen Virus eingefangen. Bin morgen nicht da. LG Jonas



Als ich nach Hause kam, roch es nach in Butter gebratenem Knoblauch. Aus der Küche drangen Musik und Tommys Stimme. Er sang einen Janet Jackson Song aus den Neunzigern mit. Leise zog ich meine Schuhe aus, stellte sie neben eine Papiertüte, die an der Garderobe stand, und ging auf Zehenspitzen durch den Flur. Im Türrahmen blieb ich stehen und betrachtete ihn, wie er zwei Gläser mit Wein füllte und danach mit einem Löffel in einem der Töpfe rührte, die sich auf dem Herd befanden.

Erst als der Song endete, sah er in meine Richtung. Er erschrak nicht, war nicht peinlich berührt. Die einzige Reaktion, die er auf mein plötzliches Erscheinen hin zeigte, war ein liebevolles, freudiges Lächeln. Er nahm die beiden Weingläser, kam zu mir, küsste mich wieder auf diese Art, die meine Knie weich werden ließ, und reichte mir eines der Gläser.

»Hallo, meine Schöne.«

Ich akzeptierte das Wort. Ich wusste, dass er mich schön fand. »Hallo, mein Schöner.« Am liebsten hätte ich unsere Begrüßung von vor ein paar Tagen wiederholt, doch Tommy hielt mich zurück.

»Das Essen ist gleich fertig.«

»Es duftet so wunderbar.«

Gemeinsam gingen wir zum Herd und ich schmulte in die Töpfe. In der Pfanne mit dem buttrigen Knoblauch befand sich Fisch, in einem der Töpfe eine Sauce und in einem anderen Spinat. Klassisch. Klassisch war Tommys Spezialität.

»Warum bist du denn schon zu Hause?« Doch dann sah ich auf die Uhr. Bernie und ich hatten uns nach meinem gewöhnlichen Frühschichtende getroffen und mehrere Stunden zusammen im *Chaplenes* verbracht. Deshalb war es bereits acht. »Ach so.« Ich lachte.

»Möchtest du dich noch umziehen?«

Für einen Moment war ich verunsichert und roch verstohlen an meiner Achsel. Stank ich? Die Fahrt mit den Öffis und die herausfordernde Begegnung mit Bernie hatten mein Deo sicher auf eine harte Probe gestellt. Ich hatte kurz vor dem Treffen geduscht, doch das half nicht immer. Wenn ich besonders gestresst war, konnte auch eine Tonne Antitranspirant nichts daran ändern, dass sich dunkle Flecken unter meinen Armen bildeten und man deren Ursache auch roch.

»Ähm, ja, gute Idee. Wie viel Zeit habe ich?«

»Wie viel brauchst du?« Er nahm die Pfanne vom Herd.

Ein schlechtes Gewissen überkam mich. Er stand sicher schon eine Weile in der Küche, hatte auf mich gewartet und bestimmt Hunger. Ich hingegen hatte das riesige Kuchenstück letztendlich vollständig gegessen. »Nicht viel. Ich beeile mich.« Ich stellte das Weinglas auf den Tisch und verließ mit schnellen Schritten die Küche, um zunächst ins Bad zu gehen. Dort zog ich mein Shirt aus, warf es in die Wäsche und wusch meine Achselhöhlen. Ich benutzte ein Deo und rannte ins Schlafzimmer, wo ich mir ein T-Shirt überzog, von dem ich wusste, dass Tommy es mochte.

»Das war wirklich schnell.« Lachend empfing er mich, als ich zurückkam. Und dann nahm er mich in den Arm, küsste mich wieder und irgendwann flachte der Stress ab. Ich vergaß sogar, dass wir unseren Streit nicht komplett aufgelöst hatten. Oder vielmehr verdrängte ich das Gefühl, das mich in den letzten Tagen immer

wieder daran erinnert hatte, nun endlich. Er hatte es nicht so gemeint, das wusste ich. Ich hatte überreagiert. Das wusste ich auch.

Als wir ein paar Minuten später am Tisch saßen, fragte er: »Wie war dein Treffen mit Herrn Klein?«

Ich kaute, schluckte und sagte: »Bernie.«

Er gluckste auf. »Ernsthaft?«

Ich nickte grinsend. »Er ist wirklich nett. Aber er stellt zu viele Fragen.«

Ein Runzeln legte sich auf seine Stirn. »Wie meinst du das?«

Mein Grinsen wurde breiter. »Er ist siebzig Jahre alt, Tommy.«

»Na und? Was wollte er wissen?« Er hatte sich etwas entspannt, doch ein Rest Argwohn begleitete seine Worte.

Eigentlich wollte ich kein weiteres Mal darüber reden, doch jetzt musste ich es. »Ach, er hat so komisches Zeug gesagt. Von wegen, dass nur ich bestimmen könne, ob ich wertvoll wäre oder nicht.« Ich senkte den Blick bei diesen Worten auf mein Essen, spürte die Hitze in mir aufsteigen und schob schnell eine weitere gefüllte Gabel in meinen Mund, als könnte ich die Situation damit entschärfen. Was machten diese Worte nur mit mir?

»Was ist falsch daran?«

Erstaunt sah ich auf. »Wie meinst du das?«

Er musterte mich und ich bemerkte etwas in seinem Blick, das vielleicht schon immer da gewesen war, das ich vielleicht aber nie wahrgenommen hatte. Ich wusste, dass Tommy mich liebte. Mich als Frau. Doch in diesem Moment erkannte ich, dass er den Menschen in mir sah. Es war verrückt. Und vermutlich auch vollkommener Quatsch. Aber dieser Blick war so anders intensiv als die vielen, mit denen er mich in den vergangenen vier Jahren angesehen hatte. Oder hatte ich ihn bisher nur nie so gedeutet, wie ich es jetzt tat?

Tommy ließ sein Besteck sinken und griff nach meiner Hand. »Glaubst du, dass du wertvoll bist?«

Die Frage machte mich verlegen. Ich zuckte mit den Schultern und hörte die Stimme meiner Mutter. *Eigenlob stinkt*. »Na ja, ich

schätze, für die Bewohner im *Haus Sophia* bin ich wertvoll. Und für dich?« Es klang wie eine Frage.

Er schüttelte mit zusammengezogenen Augenbrauen den Kopf. »Das wollte ich nicht wissen. Ohne all die anderen Menschen, für die du etwas tust … wenn du nur dich betrachtest, abgekapselt vom Außen. Glaubst du, dass du wertvoll bist?« Er kramte wieder sein in den Coachings angesammeltes Wissen hervor, mit dem ich nichts anfangen konnte.

»Das ist Unsinn, Tommy. Ich kann mich nicht unabhängig von anderen Menschen betrachten.«

»Warum nicht? Was würde passieren, wenn du deinen Job verlierst und wir uns trennen? Wärst du dann nicht mehr wertvoll?« Er klang fast wütend.

Und in mir aktivierten seine Worte das Alarmsystem meines Körpers. Er schüttete Adrenalin und Gedanken aus, die analysierten, ob seine Frage ein versteckter Hinweis sein könnte. Ihren Inhalt vergaß ich auf diese Weise.

»Marly? Würdest du dich als wertvoll ansehen, wenn niemand um dich herum wäre, der dich braucht?«

Ich sah ihn an, schluckte die Verletzung hinunter und zuckte wieder mit den Schultern. »Das weiß ich nicht. Woher soll ich das wissen? Ich war noch nie wirklich allein. Ich hatte immer Anita, dich, meinen Job.«

»Doch was bist du ohne all das?«

»Was ist das für eine Frage? Das alles gehört zu mir. Ich kann mich nicht ohne euch sehen.«

»Vielleicht solltest du damit anfangen.«

Seine Worte forderten mich heraus, brachten mich in die Defensive, aus der heraus ich nur die Flucht ergreifen konnte. Ich wollte nicht mit ihm streiten. Vielleicht hätte ich ihn sonst gefragt, wer er denn ohne all die Menschen um ihn herum war. Ohne seinen Job in der Werbeagentur. Ohne seine Kumpels, mit denen er Basketball spielte. Ohne seine Eltern, zu denen ich ein besseres Verhältnis hatte als zu meiner Mutter.

Doch ich fragte ihn nicht. Vielleicht hatte ich Angst davor, dass er die Antwort kannte und ich dann erst recht nach meiner eigenen würde suchen müssen.

Wir aßen weiter. Irgendwann erzählte ich ihm, warum Bernie sich mit mir hatte treffen wollen, und Tommy erzählte von einem besonders spannenden Auftrag, bei dem es allerdings einige Probleme mit dem Geschäftsführer gab. Ich wollte ihm zuhören, aber meine Aufmerksamkeit wurde von diesem blöden Gefühl von ihm ab- und auf mein Inneres gelenkt. Und dieses Mal waren es nicht die Zweifel an mir und meinem Tun, die sie dort hielten.

»Ich schätze, wir werden einige Überstunden machen müssen, um die Deadline einzuhalten. Zum Glück macht es Spaß und wir können dieses neue KI-Tool einsetzen, das wir vor ein paar Wochen gekauft haben.«

Bei *KI-Tool* hatte er meine Aufmerksamkeit zurück. Ich dachte an den Projektplan für Dreijährige und war kurz davor, ihn zu fragen, was dieses Tool konnte. Aber er sprach weiter und ich wollte ihn nicht unterbrechen, nachdem ich schon nicht richtig zugehört hatte. »Ach, und schau, sie haben uns ein paar ihrer Produkte mitgebracht.« Er stand auf, holte die Papiertüte, die ich beim Nachhausekommen gesehen hatte, und reichte sie mir. »Vielleicht kannst du etwas davon gebrauchen.«

Tommy brachte häufig Produktproben seiner Kunden mit. Auf diese Weise fand er die Besonderheiten, auf die er dann die Marketingideen fokussieren konnte. Er liebte seinen Job und die Überstunden, die zudem bezahlt wurden, machten ihm nichts aus.

Als ich in den Beutel sah, stockte mir der Atem. »Das ist nicht dein Ernst.« Ich flüsterte nur, doch natürlich hatte er mich gehört.

»Was meinst du?«

Ich zog eines der Notizbücher hervor. »Die Dinger verfolgen mich.«

»Du kennst die Marke?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es ist nur der dritte Hinweis auf das Journaln, den ich heute bekomme.«

Er lächelte. »Ich dachte, du könntest darin die Geschichten sammeln, denen du auf der Arbeit begegnest.«

Ich hob den Blick von dem Notizbuch, ließ die Hand, mit der ich gerade über den Einband gestreichelt hatte, aber darauf liegen. »Was?«

Er rutschte etwas näher zu mir. »Marly, es tut mir leid, wenn dich meine Worte verletzt haben. Ich habe sie nicht so gemeint, wie sie angekommen sind. Ich finde es wunderschön, was du vorhast, und wenn du etwas von mir brauchst, dann sag es mir. Vielleicht könnte ich dir ein Logo designen. Oder eine Vorlage für deine Thumbnails.«

»Thumbnails?« Wieder pickte ich nur ein unwichtiges Detail aus seinen großen Worten heraus.

»Das sind die Bilder, die du bei YouTube siehst. So was wie das Cover deiner Videos.«

Ich nickte, wusste, was er meinte, und ließ dann den Rest seiner Worte ankommen. »Du hältst es für eine gute Idee?«

Er lächelte so liebevoll. »Ich halte es für eine ganz wundervolle Idee.« Für einen Moment zögerte er. »Und wer weiß, vielleicht hilft es dir, deinen eigenen Wert zu finden.«

Widerstand regte sich in mir, doch ich schluckte ihn runter. »Danke.«

»Hast du Bernie gezeigt, was du über seine Mutter geschrieben hast?«

Ich schüttelte den Kopf. Natürlich war mir bewusst, dass ich die Geschichten nicht ohne Zustimmung der Menschen teilen durfte, von denen sie erzählten. Oder der Zustimmung ihrer Angehörigen. »Es war nicht der richtige Moment.«

»Bring sie ihm am Dienstag mit. Ich bin sicher, er wird es lieben, dass du dich so sehr mit seiner Ima beschäftigt hast.« Tommy nutzte das hebräische Wort so mühelos. Dabei kannte er es erst seit ein paar Minuten. »Dass du sie so deutlich gesehen hast. Und vielleicht gibt er dir ein paar Bilder, die du in deinen Videos verwenden kannst.«

Ich nickte nur.

»Sag mal, hast du schon angefangen, dich damit zu beschäftigen? Wie man Videos bearbeitet? Wenn du möchtest, könnte ich dir

ein paar Dinge zeigen, dir das Programm installieren, mit dem wir in der Agentur arbeiten. Ich habe noch eine Lizenz. Es gibt sicher Apps, die leichter zu bedienen sind, aber dieses bietet dir die meisten Möglichkeiten. Und ich kenne mich damit aus, kann dir bei Fragen also helfen.«

Ich schluckte und spürte plötzlich einen Kloß in meinem Hals aufsteigen, dann Tränen, die ich nicht stoppen konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte. Ich hatte keine Ahnung, wo dieser Gefühlsausbruch herkam.

»Hey, was ist los? Habe ich wieder etwas Falsches gesagt?« Er wirkte so irritiert und fast schon verzweifelt, dass mir meine Tränen sofort leidtaten. Ich wischte sie mir von den Wangen und schüttelte heftig mit dem Kopf.

»Was ist dann los?«

Ich versuchte mich an einem Lachen, das misslang. »Es ist einfach alles so viel gerade.« Ein Lächeln brachte ich zustande. »Aber das hört sich verdammt gut an. Ich würde mich freuen, wenn du mir hilfst, auch wenn ich ehrlich noch nicht weiß, wann ich damit wirklich anfangen will.«

Tommy deutete auf das Buch. »Vielleicht kannst du es mit diesem Ding da herausfinden.«

»Ja, vielleicht.«

Er rutschte näher zu mir und griff nach meiner Hand. »Seit einem Jahr, seitdem diese Anna von *Grace & Anna* davon erzählt hat, dass sie täglich journalt, willst du damit anfangen. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, an dem du es tun solltest.«

Ich grinste ihn schief an. »Was weißt du denn vom Journaln?«

Er lächelte viel zu selbstzufrieden. »Alles, was du mir darüber erzählt hast.«



Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Und wenn ich es selbst wert bin.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© ANDREA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.


A.D. WILK
UND WENN ICH MICH selbstliebe
ERZÄHLUNG
KAWA
SPIEGEL Bestseller-Autorin

ISBN: 978-3-98660-231-4

© 2025 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
www.novamd.de · bestellung@novamd.de ·
+49 (0) 861 166 17 27

Text: A.D. WiLK
Lektorat: Freya von Korff
Korrektorat: Jona Gellert
Bilder: Shutterstock ©bbgreg, ©Polina Tomtosova, ©Olga Rai,
©ArtDesign06685

Druck: Custom Printing
Wał Miedzeszynski 217, 04-987 Warszawa, Polen

A.D. WiLK

UND WENN ICH MICH selbstliebe



Bevor du mit dem Lesen beginnst, möchte ich dich auf Folgendes hinweisen:

Dieses Buch thematisiert psychische Belastungen, toxische Beziehungen, emotionale Abhängigkeit, Essverhalten sowie verbale und psychologische Gewalt. Bitte lies achtsam. Vielleicht möchtest du eine vertraute Person einbeziehen, mit der du über das Gelesene sprechen kannst – und bitte leg Pausen ein, wenn es zu viel wird.

Du darfst für dich sorgen. Immer.

Weil du dir endlich erlauben darfst, den wundervollsten Menschen in deinem Leben aus vollem Herzen zu lieben.



Juli

»Haben Sie unsere App?« Ich sah abwartend zu der Kundin, deren Ware ich gerade über den Barcodescanner gezogen hatte. Sie schien in Gedanken zu sein und sah sich um, als hätte sie vergessen, in welchem Supermarkt sie sich befand.

»Nein, tut mir leid.«

Ich lächelte sie freundlich an. So wie ich jeden Kunden und jede Kundin freundlich anlächelte. Nicht weil alle so nett wirkten wie diese, sondern weil es zu meinem Job gehörte und ich ihn brauchte.

Sie musterte mich und ich fühlte mich unter ihrem Blick unwohl. Die meisten Supermarktkunden bemerkten mich kaum. Ich hätte auch eine Maschine sein können, die ihren Wocheneinkauf scannte. Für manche war ich ein notwendiges Übel, der Flaschenhals, der zwischen ihrem Einkauf und dem lag, was sie danach zu erledigen hatten.

Damit sie aufhörte, mich anzustarren, sagte ich: »Nehmen Sie sich gern einen Flyer mit.« Ich reichte ihn ihr und sie nahm ihn, obwohl ich ihr ansehen konnte, dass sie es eigentlich nicht wollte.

Ich spürte jedes Mal, ob ein Kunde den Flyer hinterher wegwerfen oder die Informationen darauf lesen würde. Trotzdem steckte sie ihn ein, ich beendete das Scannen und nannte ihr den Betrag. Sie zahlte in bar, wünschte mir einen schönen Nachmittag, was ich erwiderte, und dann war sie verschwunden und ich widmete mich dem nächsten Kunden.

Ein Mann um die vierzig, der mich grimmig ansah, als wäre ich eine lästige Fliege, die auf seine Windschutzscheibe …

»Ich habe keine App und ich will auch keine App. Ich will nur mein Bier kaufen.« Er betrachtete mich mit einem drohenden Blick, der *Verstanden?* bedeuten konnte, und ich nickte, weil ich verstanden hatte.

»5,98 Euro«, sagte ich zu dem Mann, nachdem ich seinen Sixpack über den Scanner gezogen hatte.

Es war ein Tag wie jeder andere. Meine Schicht hatte vor zwei Stunden begonnen und an fast jedem Tag hatte ich den Bus gerade so bekommen. Wegen Sascha. Ich hatte es nicht geschafft, mich zu schminken, was ohnehin keinen Unterschied machte, hatte seit Tagen keine Wäsche gewaschen und musste deshalb das alte Supermarkt-Shirt tragen, das zu klein war und das ich eigentlich längst hatte wegwerfen wollen, und meine Haare schon wieder nicht gewaschen. Der Filialleiter hatte mich bereits darauf angesprochen und mir zu verstehen gegeben, dass ich nicht noch einmal in diesem T-Shirt auftauchen sollte. Und ich würde besser daran tun, seiner Anweisung zu folgen. Dieser Kerl hatte mal jemanden entlassen, weil er eine Packung Würstchen geklaut hatte.

»Ich will noch Zigaretten.«

»Sicher.« Seine schroffe Art erzeugte keine Wut in mir. So gingen die Leute halt mit mir um. Es war mir egal. »Welche?«

Er nannte mir die Marke, ich drückte auf den Knopf und die Schachtel fiel auf das Kassierband. Nachdem ich sie gescannt hatte, nannte ich ihm die neue Summe und er bezahlte mit einem Zwanziger.

»Guten Morgen, Teresa.« Eine alte Dame lächelte mich freundlich an. Sie wohnte in dem Seniorenheim, das nur ein paar hundert

Meter entfernt war, und kam zweimal in der Woche, um Süßigkeiten für ihre Urenkel zu kaufen.

»Guten Morgen«, erwiderte ich, obwohl es Nachmittag war. Ich kannte ihren Namen nicht und wunderte mich wie jedes Mal, ob ich danach fragen sollte. Ich tat es auch dieses Mal nicht.

»Heute kommt meine Jüngste. Sie ist auch schon fünfzig und gerade Oma geworden. Ich sehe den Kleinen heute das erste Mal.«

Ich lächelte und spürte gleichzeitig Trauer in mir aufsteigen. Meine Mutter wäre nächste Woche fünfzig geworden. Ob ich mit Sascha über Kinder sprechen sollte? »Das klingt nach einem schönen Nachmittag.«

Sie nickte. »Ja, das wird es.« Nachdem sie bezahlt hatte, rief Marcus von der anderen Kasse. »Mach dann zu, Teresa. Die Ware muss eingeräumt werden.« Seine Worte prallten an mir ab. Es war einfach seine Art, so mit mir zu reden. Er sprach mit jedem so. Na ja, nicht mit jedem. Mit den Kollegen, mit denen er befreundet war, sprach er anders. Aber zu denen gehörte ich nicht.

»Mache ich.« Ich bat die beiden Teenager-Mädchen, die zwei Energydrink-Dosen auf das Kassenband gestellt hatten, das Schild auf das Band zu legen, und drückte auf den Knopf, der das Zeichen mit der Kassennummer über mir rot aufleuchten lassen würde.

Eine Ansage ertönte. »Wir schließen Kasse drei. Bitte legen Sie keine weiteren Waren auf das Kassenband.«

»Kann ich euren Ausweis sehen?«

Die beiden hoben jeweils eine perfekt gezupfte Augenbraue über ihren perfekt geschminkten Augen mit so langen Wimpern, dass ich mir fast sicher war, dass sie unecht waren. »Sorry, den haben wir vergessen.« Eine der beiden lächelte mich zuckersüß an. »Aber das ist doch bestimmt kein Problem, oder?«

Ich wand mich. Es würde ein Problem sein, wenn es jemand mitbekam.

»Bitte.« Sie sah mich auf die gleiche Art an, auf die Tanja Reuter mich in der dritten Klasse angesehen hatte. *Bitte verrat meinen Eltern nicht, dass es meine Idee war.* Ich hatte es nicht verraten. Ich

hatte die Schuld für den Telefonstreich auf mich genommen und Tanja Reuter war für ein paar Wochen meine Freundin gewesen.

Ich schluckte.

»Wir sind wirklich fast achtzehn. Es fehlen nur noch ein paar Wochen.«

Ich spürte Marcus' Blick in meinem Rücken. Vermutlich fragte er sich, was so lange dauerte.

Mit aufeinandergebissenen Zähnen zog ich die zwei Dosen über das Band, fragte nicht nach der App und fühlte mich mies, als die beiden kichernd verschwanden. »Niemals hätte ich geglaubt, dass das funktioniert.«

»Du musst nur wissen, zu welcher du gehst.«

Ich schluckte und spürte Tränen in mir aufsteigen. Ich hätte nein sagen sollen. Das nächste Mal würde ich nein sagen.

Ich nahm mein Handy aus dem Fach neben der Kasse und ging durch den Supermarkt ins Lager. Dort warf ich einen Blick auf meine Nachrichten.

Es tut mir leid. Bitte verzeih mir.

Sascha.

Ich lächelte. Diese Nachricht hatte ich jetzt gebraucht. Ich schickte ihm ein Herz zurück, woraufhin er mir ein Foto von einem riesigen Blumenstrauß schickte. Mein Herzschlag beschleunigte sich etwas.

»Na, Teresa, gute Nachrichten?« Sabine sah mir über die Schulter. »Uh, der ist aber schön. Was hat Sascha wieder angestellt?«

»Nichts.« Ich steckte das Telefon in die Hosentasche, auch wenn ich wusste, dass es dort wieder rausfallen würde. Die Hose war zu eng, doch ich wollte mir keine neue kaufen. Ich wollte, dass sie mir wieder passte.

Sabine lächelte auf ihre spöttische Art.

»Komm, Resa, wir räumen die Kühlregale ein.« Antje trat zu uns. Sie war erst seit ein paar Monaten hier und immer nett zu mir

gewesen. Die meisten, die hier arbeiteten, waren in Ordnung. Sabine war ein bisschen giftig, aber das störte mich nicht.

Das hier war nur ein Job, mit dem ich Geld verdiente. Genug, um meine Wohnung zu bezahlen, etwas zu essen zu haben, Bücher zu kaufen und auf den nächsten Urlaub mit Sascha zu sparen. Im Herbst wollten wir nach Mallorca fliegen. Eigentlich hatten wir das Ende Mai machen wollen, aber er hatte nach seiner letzten Entlassung keinen neuen Job gefunden. Deshalb würde ich den Großteil der Kosten tragen.

Ich freute mich auf diesen Urlaub. Wenn wir wegfuhren, war Sascha so viel entspannter. Hier in Berlin war er immer gestresst. Die Jobsuche war so schwer für ihn und er fühlte sich mies, weil ihn niemand haben wollte. Ich liebte ihn dafür, dass er so offen mit mir darüber gesprochen hatte. Er war ein guter Mann, der in einer schwierigen Phase steckte.

Ich schob den Wagen mit den Milchprodukten in den Verkaufsraum zu den Kühltheken und begann, die leeren Kartons, die darin lagen, in einen zweiten Wagen zu werfen. Der Job im Supermarkt war nicht mein Traumjob, aber das musste er auch nicht sein. Ich arbeitete seit sechs Jahren hier, kannte die Abläufe und machte nur selten Fehler. Es könnte schlimmer sein. Mein Leben könnte schlimmer sein.



Sascha? Bist du da?« Es war still, als ich nach Hause kam. Draußen war es noch hell. Die Sonne würde erst in einer halben Stunde untergehen. Dafür liebte ich den Sommer. Für das viele Licht. Auch wenn ich von der Hitze im Supermarkt nicht viel mitbekam, auf dem Weg dorthin und auf dem Weg nach Hause fühlte ich mich immer etwas besser, wenn die Sonne schien.

Er antwortete nicht. Ich stellte die Einkäufe in der Küche ab. Ich hatte seine Lieblingspizza in Familiengröße mitgebracht und eine Packung Eiscreme. Die Eiscreme legte ich direkt ins Tiefkühlfach. Auf dem Weg hierher war sie ein bisschen geschmolzen. Bei der Pizza war das nicht schlimm, die würden wir sowieso jetzt essen. Ich stellte den Ofen auf 230 Grad Ober- und Unterhitze und sortierte die restlichen Einkäufe in den Kühlschrank.

»Sascha?« Vielleicht war er eingeschlafen.

Ich nahm das Gitter aus dem Ofen, legte die Pizza darauf und schob es zurück. So sah sie noch nicht besonders appetitlich aus, aber in ein paar Minuten würde sich der Duft nach geschmolzenem Käse in der Wohnung ausbreiten.

Ich verließ die Küche und ging in den Flur, etwas leiser jetzt, weil ich ihn nicht mit meinem Gepolter wecken wollte. Im Bad wusch

ich mir die Hände. Das hätte ich machen sollen, bevor ich alles angefasst hatte. Egal, es hatte niemand gesehen. Ein Blick in den Spiegel verriet mir, dass ich furchtbar aussah. Noch schlimmer als heute Mittag, als ich es gerade so geschafft hatte, die Spuren der Tränen wegzuwischen, bevor ich mir einen unordentlichen Pferdeschwanz gebunden hatte.

Ich könnte duschen gehen, während die Pizza im Ofen backte. Nein, das würde zu lange dauern. Wichtiger war es, die Waschmaschine einzuschalten. Doch wenn sie in einer Stunde schleuderte, würde das die Stimmung ruinieren. Ich würde morgen früh waschen, vielleicht konnte ich ein T-Shirt trocken föhnen.

Ich löste meinen Zopf, bürstete meine Haare und band sie neu. Das sah besser aus. Wenn ich jetzt noch ein bisschen Make-up auflegte, würde das vielleicht nichts Grundlegendes ändern, aber doch eine Verbesserung bringen.

Fünf Minuten später verließ ich das Bad, ging kurz in die Küche, um die Pizza zu kontrollieren, und dann ins Wohnzimmer. Hier stand der Blumenstrauß auf dem Couchtisch. Er war nicht ganz so groß, wie er auf dem Foto gewirkt hatte, aber wunderschön. Daneben lag das Buch, das ich gerade las. Ich lächelte und fühlte Wärme in mir aufsteigen. Ach, Sascha.

Aber er war nicht hier. Lag er im Bett? Genau genommen wohnten wir nicht zusammen, aber er war fast immer bei mir. Seine Ein-Zimmer-Wohnung war einfach zu klein und ich mochte es, wenn er zu Hause war, wenn ich von der Arbeit kam. Vielleicht wartete er sogar im Schlafzimmer auf mich. Ein Kribbeln stieg in mir auf und im nächsten Moment fühlte ich den Schweiß der vergangenen Stunden. Ich hatte gestern das letzte Mal geduscht. So konnte ich nicht zu ihm ins Bett gehen.

Ich hastete zurück ins Bad, stellte mich unter die kalte Dusche und seifte mich ab. Ich rasierte mich sogar zwischen den Beinen, weil er das mochte, und drei Minuten später trocknete ich mich wieder ab. Nur in ein Handtuch gewickelt ging ich wieder in den Flur und öffnete die Schlafzimmertür. Vielleicht hatte er Kerzen

aufgestellt, das Bett frisch bezogen oder sich etwas anderes einfallen lassen.

Doch als ich durch den Türrahmen trat, fand ich nur ein ungemachtes Bett und Klamotten, die auf dem Boden lagen. Dieselben Klamotten, über die wir am Morgen gestritten hatten.

Eine so tiefe Enttäuschung stieg in mir auf, dass ich mich an der Wand abstützen musste. Er war nicht hier. Wenn er sich nicht in der Abstellkammer versteckte, war er nicht hier.

Ich ging in die Küche, wo meine Handtasche stand, zog das Handy heraus und hoffte auf eine Nachricht, in der er mir erklärte, dass er gleich zurück sein würde. Dass ich auf ihn warten sollte.

Doch da war nichts. Nur eine Sprachnachricht von Lisa, die ich jetzt nicht abhören wollte.

Ich ging wieder ins Wohnzimmer, betrachtete den Blumenstrauß genauer. Vielleicht lag eine Karte dabei. Nichts. Ich wählte seine Nummer. Er nahm den Anruf nicht an. Ich versuchte es noch einmal und wurde nach dem zweiten Klingeln an seine Mailbox weitergeleitet. Hatte er mich weggedrückt?

Ich schrieb ihm eine Nachricht: *Hey, wo bist du?* Ich löschte die Worte wieder. Er könnte sie falsch aufnehmen.

Hallo, mein Schatz. Ich hab Pizza mitgebracht. Essen wir zusammen?

Das klang weniger verbindlich. Immerhin waren wir nicht verheiratet und er hatte keine Verpflichtung, abends hier auf mich zu warten.

Zehn Minuten später, in denen ich darauf wartete, dass die beiden Häkchen sich blau färbten und die drei Punkte erschienen, die mir signalisierten, dass er antwortete, schreckte ich hoch. Die Pizza.

»Ich bin so dumm«, sagte ich zur mir selbst. Warum hatte ich mir keinen Timer gestellt? Wenn Sascha da war, vermied ich es, mit mir selbst zu reden. Er hätte mich jetzt liebevoll sein kleines Dummerchen genannt.

Mit einem Geschirrtuch, an das ich erst im letzten Moment dachte, holte ich das Gitter mit der Pizza aus dem Ofen. Das Gitter legte ich auf ein Blech, das bereits auf dem Herd stand, damit das Fett nicht auf die Kochfläche tropfte.

Dann würde Sascha seinen Teil der Pizza eben kalt essen. Die Wut vom Vormittag stieg wieder in mir auf. Wobei es eigentlich keine Wut mehr war. Das war es früher gewesen. Jetzt war ich meistens nur noch enttäuscht, dass wir immer wieder die gleichen Streits hatten. Es waren seine Klamotten, die im Schlafzimmer auf dem Boden lagen. Alles, was ich von ihm wollte, war, dass er sie in die Wäsche legte oder mit nach Hause nahm, um sie selbst zu waschen.

Er schien von mir zu erwarten, dass ich sie wegräumte. Manchmal tat ich das auch, aber manchmal war ich so müde, dass ich sie liegen ließ. Dann störten sie mich irgendwann und ich bat ihn darum. So wie heute Morgen. Und dann kam es zu einem Streit, dessen Verlauf ich nicht mehr nachvollziehen konnte, den ich aber tief in mir spürte. Der mich bis zu Saschas Nachricht heute Nachmittag nicht losgelassen hatte.

Ich holte einen Teller aus dem Schrank, teilte die Pizza in acht gleich große Stücke und nahm mir eines davon. Mehr würde ich nicht essen. Dazu nur ein Glas Wasser, nicht die Cola, die im Kühlschrank stand.

Bevor ich aß, zog ich mir eine Shorts und ein T-Shirt an. In der Wohnung war es nicht so warm wie draußen, aber zu warm für lange Hosen.

Ich stellte mein Tablet auf den Küchentisch, schaltete die Serie an, die wir vor ein paar Tagen angefangen hatten, und klickte nach einigem Zögern auf die nächste Folge. Dann schaltete ich das Tablet wieder aus. Er würde sauer sein, wenn ich ohne ihn weiter guckte. Außerdem wollte ich sowieso wissen, was als Nächstes in meinem Buch passierte. Die Pizza schmeckte gut. Nicht so himmlisch wie bei dem Italiener, zu dem Sascha mich vor ein paar Monaten eingeladen hatte, aber nach dem langen Tag im Supermarkt, an dem ich nur einen Müsliriegel und einen Joghurt gegessen hatte, doch verdammt gut.

Das erste Stück hatte ich schnell gegessen. Zehn Minuten lang zögerte ich mit dem zweiten. Es war nicht mehr ganz so lecker, weil es sich abgekühlt hatte. Nach dem dritten überprüfte ich mein Handy auf neue Nachrichten und nahm ein viertes, als ich keine von Sascha fand. Damit hatte ich die Hälfte der Pizza gegessen. Mist!

Ich schob das Gitter wieder in den Ofen und ging ins Bad, um mir die Zähne zu putzen, damit ich nicht in Versuchung kam, mir ein weiteres zu nehmen. Ich wusch mein Gesicht. Wie lächerlich ich mich gemacht hatte. Ich hatte sogar geduscht, weil ich dachte, Sascha würde im Schlafzimmer auf mich warten, damit wir einen romantischen Abend miteinander verbringen konnten.

Mein Blick fiel auf die überquellenden Wäschekörbe. Wenn ich jetzt die Maschine startete, würde ich erst spät schlafen können. Außerdem würde Frau Müller wieder mit dem Besenstiel gegen die Decke oder mit ihrem Kochlöffel gegen die Heizung klopfen.

Ich holte mein Buch aus der Küche und ging ins Schlafzimmer. Die Klamotten störten mich noch mehr als am Morgen. Am liebsten hätte ich sie aus dem Fenster geworfen, doch ich hatte keine Lust auf den Streit, den das nach sich ziehen würde. Deshalb hob ich sie vom Boden auf und brachte sie ins Bad zu den anderen schmutzigen Sachen.

Danach kuschelte ich mich ins Bett, öffnete den Roman und versuchte, in der Handlung zu versinken. Doch immer wieder kontrollierte ich mein Handy. Ich hatte den Ton ausgeschaltet, weil ich wollte, dass Sascha sich ebenso fühlte wie ich, wenn er mich anrief. Er rief nicht an. Als ich im Drei-Minuten-Takt auf mein Telefon blickte, hielt ich es nicht mehr im Bett aus. Ich ging pinkeln, ins Wohnzimmer, scannte mein nach Farben sortiertes Bücherregal, fand nichts und kehrte wieder ins Bad zurück. Ich stopfte die Klamotten in die Maschine und programmierte sie so, dass sie am nächsten Morgen um sechs Uhr startete.

Dann ging ich wieder ins Schlafzimmer, stand nach zehn Minuten aber erneut auf. Dieses Mal schaffte ich es nicht, mich von der Küche fernzuhalten. Ich fühlte mich leer, trank ein Glas Wasser und

noch ein weiteres, um meinen Bauch zu füllen. Dabei wusste ich selbst, dass es nichts half.

Nachdem ich ein weiteres Mal ins Bett gegangen war, um zehn Minuten immer wieder die gleiche Seite zu lesen, gab ich auf. Ich ging in die Küche, öffnete den Ofen und nahm mir ein weiteres Stück Pizza. Nur eins. Ich aß es langsam, doch irgendwann hatte ich auch den letzten Bissen hinuntergeschluckt. Die Leere kam zurück. Dieses Mal zögerte ich nicht. Es war zu spät. Es war egal, wie viel ich jetzt noch aß, denn das, was sich bereits in meinem Magen befand, war sowieso schon zu viel. Es spielte keine Rolle mehr.

Ich aß die Pizza direkt vom Gitter und als sich nichts mehr darauf befand, öffnete ich das Tiefkühlfach und nahm die Packung Eis heraus. Tränen liefen über mein Gesicht, als ich den Löffel in die cremige Masse steckte. Doch ich hatte es geschafft, die Leere zu füllen. Dass Sascha nicht hier war, fühlte sich nicht mehr so schrecklich an. Die Enttäuschung darüber war einer anderen Enttäuschung gewichen, mit der ich besser umgehen konnte, weil niemand außer mir etwas mit ihr zu tun hatte.

Ich wusste es besser. Ich wusste, dass ich Pizza und Eiscreme und Limonade nicht kaufen durfte, weil ich nicht diszipliniert genug war. Und wofür ich mich am meisten hasste, war das Gefühl der Dankbarkeit dafür, dass ich mich nicht an meine eigenen Regeln hielt. Denn hätte ich es getan, hätte ich heute Abend nichts gehabt, das mich von Sascha ablenkte. Ich hätte mich noch elender gefühlt. Noch leerer.

Ich warf die leere Packung Eis in den Müll und putzte mir noch einmal die Zähne. Dann ging ich wieder ins Bett. Jetzt schaffte es das Buch, mich abzulenken, und irgendwann schlief ich ein.

3



Oh, das ist aber ein schöner Strauß. Ist der von Sascha?« Lisa roch an den Blumen, deren Stängel ich schon zweimal abgeschnitten hatte, damit sie sich länger hielten. Eine Woche war vergangen, seitdem er sie gekauft hatte. Er war irgendwann in der Nacht nach Hause gekommen. Ich hatte so getan, als würde ich schlafen. Am nächsten Morgen hatte *er* getan, als wäre nichts passiert, und auf mein Nachfragen erwidert, dass er beim Fußball gewesen wäre, was er mir angeblich am Morgen gesagt hätte.

Ich glaubte ihm. Vermutlich hatte er es mir wirklich gesagt und ich hatte es im Streit nicht wahrgenommen.

»Ja, er ist von Sascha.« Ich setzte ein Lächeln auf.

Meine Schwester erkannte sofort, dass es nicht echt war. »Was ist los?«

»Nichts ist los. Wir hatten einen Streit und er hat sich entschuldigt. So wie Männer das eben tun.«

Sie hob eine Augenbraue. »Tun Männer das?«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Das weißt du nicht, weil deine Männer eine Vagina haben.«

Lisa lachte laut und schallend auf. »Meine Männer sind keine Männer mit Vaginas. Es sind Frauen, die Eier in der Hose haben.«

Ich liebte ihren Humor, lachte mit und stellte Musik an.

»Also, welche neuen Bücher hast du in letzter Zeit gelesen?«

»Da ist der Stapel.«

Das verband uns. Das Lesen. Lisa und ich waren so unterschiedlich, wie Schwestern sein konnten. Wir hatten verschiedene Väter, was vermutlich der Grund dafür war. Meine lesbische, große und athletische Schwester, die in einer Bank Karriere machte. Ich dagegen hetero, klein und übergewichtig, aber dafür auch deutlich weiblicher. Sie konnte mit Zahlen umgehen, ich war kreativ. Außerdem war ich nicht auf Karrierekurs. Das war ich schon in der Schule nicht gewesen. Lisa musste da ein Gen von ihrem Vater mitbekommen haben, das meiner mir nicht vererbt hatte.

Wir hatten sie beide nie kennengelernt. Unsere Mutter hatte es nicht geschafft, sich Väter auszusuchen, die das auch sein wollten. Nicht mit physischer Präsenz und auch nicht in Form von finanziellen Zuwendungen wie etwa Unterhalt.

»Gibt es eigentlich einen Grund, warum du ständig Bücher liest, in denen jemand entweder eine Buchhandlung oder ein Café besitzt?«

»Nein, tue ich das? Das ist mir bisher nicht aufgefallen. Ich mag einfach das Setting.«

»Hm.«

»Was, hm?«

»Nichts.«

»Lisa?«

»Als kleines Mädchen wolltest du immer dein eigenes Büchercafé.«

»Ich wollte auch ein Spielzeugcafé, ein Ponycafé und ein Café, in dem man in ein riesiges Bällebad springen konnte.«

Sie musterte mich eine Weile. Lisa war drei Jahre älter als ich. Es hatte Zeiten gegeben, in denen sie sich mehr um mich gekümmert hatte als unsere Mutter, die immer viel gearbeitet und dabei trotzdem so wenig verdient hatte, dass wir uns die meisten Dinge nicht leisten konnten.

»Also, welches war das beste von diesem Stapel? Wann liest du nur so viel?«

Ich zuckte mit den Schultern, weil ich mich plötzlich schämte. Ja, Lisa und ich teilten die Liebe zum Lesen, aber ich las mindestens zehn Mal so viele Bücher wie sie, weil sie ständig irgendwelche Weiterbildungen machte. Im Herbst würde sie sogar anfangen zu studieren. Ich dagegen arbeitete 38 Stunden in der Woche in einem Supermarkt und hatte sonst nichts zu tun. Ich hatte kein Hobby außer dem Lesen, keine Kinder und war meistens so müde, dass Lesen das Einzige war, wozu ich mich aufraffen konnte.

Wobei das nicht ganz stimmte. Ich musste mich nicht dazu aufraffen. Ich liebte es. Während ich an der Kasse saß oder Regale einräumte, spann ich die Handlungen weiter, in die ich bis zum Aussteigen aus dem Bus vertieft gewesen war. Ich las in meiner Pause und schlief an jedem Abend mit einem Buch ein. Sascha nannte mich seine kleine Leseratte. Er selbst las nicht. Am Anfang unserer Beziehung, vor zwei Jahren, hatte ich ihm immer wieder ein Buch geschenkt, von dem ich glaubte, dass es ihm gefallen könnte. Doch er interessierte sich nicht fürs Lesen. Ich hatte es akzeptiert.

»Also, welches soll ich lesen?«

»Ist dir mehr nach einer Reihe oder einem Einzelband? Romance oder Fantasy?« Ich fuhr mit dem Finger über den Stapel.

»Eins ohne ein Café und ohne Buchhandlung vielleicht?«

»Sehr witzig.« Ich zog einen Inselkrimi aus dem Stapel, von dem ich sicher war, dass er ihr gefallen würde.

»Gibt es eigentlich etwas, das du nicht liest?« Sie drehte das Buch und studierte den Klappentext. Etwas, das ich nie tat. Ich war eine Coverkäuferin. Ich spürte, ob ein Buch zu mir passte. Manchmal las ich die ersten zwei Seiten, doch meistens brauchte ich nicht einmal das.

»Horror. Und Science-Fiction.«

Sie nickte. »Ich weiß doch. Das war mehr eine rhetorische Frage.« Sie öffnete das Buch, vermutlich um zu erkennen, aus welcher Perspektive es geschrieben war, schloss es wieder und sagte: »Klingt gut. Das nehme ich mit.« Sie schwieg für einen Moment und scannte mein Regal. »Was liest du denn gerade?«

Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Ein Buch, in dem eine Frau einen Buchladen erbt.«

Wir lachten beide. Es gab keinen anderen Menschen auf der Welt, mit dem ich mich so fühlte wie mit meiner Schwester. Lisa war immer für mich da. Bei ihr konnte ich ich sein. Sie verstand und kannte mich.

Ein tiefes Schuldgefühl überkam mich bei diesem Gedanken. Nein, sie war nicht die Einzige. Mit Sascha fühlte ich mich ähnlich. Na ja, nicht ähnlich, aber auch gut. Zumindest, wenn es ihm gut ging.

Als könnte sie meine Gedanken lesen, fragte Lisa: »Wie geht es eigentlich Sascha? Hat er einen neuen Arbeitsplatz gefunden?«

»Du weißt doch, wie schwer die Jobsuche für ihn ist.«

»Vielleicht sollte er sich um einen Ausbildungsplatz bewerben. Es gibt noch viele offene Stellen.«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich ihm das selbst schon vorgeschlagen hatte. »Dafür fühlt er sich zu alt.«

»Er ist doch erst … 28?«

»29.«

»Das bedeutet, dass er noch fast vierzig Jahre Arbeitsleben vor sich hat. Vermutlich sind es sogar vierzig. Mindestens. Will er sich denn ewig mit irgendwelchen Gelegenheitsjobs rumschlagen?«

Ich presste die Lippen zusammen. Dieses Thema war einer der Streitpunkte, die Sascha und mich lange entzweit hatten. Ich wollte nicht mehr mit ihm darüber reden. »Er hatte es nicht so leicht wie wir.«

Lisa hob die Augenbrauen. »Wir hatten es leicht?«

»Na ja, wir hatten zumindest einander, oder? Und unsere Mutter war …«

»… nie da. Sie hat dafür gesorgt, dass der Kühlschrank voll war und Strom hatte. Aber mir hat nie jemand bei den Hausaufgaben geholfen oder die Knoten aus den Haaren gebürstet.«

»Für mich hast du das getan.«

»Richtig.« Sie strich mir durch die langen blonden Haare.

»Aber für Sascha war es auch schwer.«

»Man kann sich nicht ewig auf seiner Kindheit ausruhen, Resa.« Sie wollte noch mehr sagen, ich spürte es, doch sie tat es nicht. Auch Lisa und ich hatten eine Sache, über die wir lange Zeit immer wieder gestritten hatten. Sascha. Mit Lisa wollte ich nicht streiten. Sie war meine Oase, bei der es mir gut ging. Deshalb erwiderte ich nichts und wechselte stattdessen das Thema. »Das ist der erste Teil einer Reihe. Band zwei will ich nächste Woche lesen.«

»Hast du ihn schon?«

Ich lächelte. »Liegt auf dem Noch-zu-lesen-Stapel.«

»Du bist ziemlich diszipliniert mit diesem Stapel, weißt du das?«

Ich runzelte die Stirn. Dass ich zusammen mit dem Wort *diszipliniert* in einem Satz erwähnt wurde, war, als würde man den Schiefen Turm von Pisa neben das Empire State Building stellen und sie als Doppelhaus verkaufen.

»Diese ganzen Leute auf TikTok kaufen ständig Bücher, die sie nicht lesen. Deren Hobby ist es, ein schönes Regal einzurichten und die neuesten Hypes in die Kamera zu halten.«

»Ich habe auch ein schönes Bücherregal.« Mein ganzer Stolz. »Und was machst du eigentlich auf TikTok?«

Sie winkte ab. »Ich versuche, nichts dort zu machen. Aber ich habe eine Kollegin, die mir hin und wieder ein Video schickt. Dann muss ich die App öffnen, um es zu sehen, und na ja, du weißt ja, was dann passiert.«

»Nein, denn ich habe kein TikTok.«

»Man fällt in das TikTok-Loch. Man scrollt durch Dutzende Videos, die einen nicht interessieren. Und dann findet man eins, *das* einen interessiert. Danach zeigt die App dir immer mehr von diesen Videos an, die man irgendwie wirklich sehen möchte, und schwups sind zwei Stunden um.«

Ich lachte. »Und du fragst mich, wann ich so viel lese.«

»Hm.« Sie schien nachdenklich, doch dann nahm sie ihr Telefon vom Tisch. »Aber es gibt eine wirklich riesige Community auf TikTok, die sich nur mit Büchern beschäftigt. Einige der Bücher von deinem Stapel liest dort jeder. Oder vielmehr jed*e*. Wobei, es gibt auch ein paar Männer. Die meisten sind schwul, aber nicht alle.«

»Ah, deshalb die BookTok-Tische im Buchladen.«

»Genau.« Sie öffnete die TikTok-App und Sekunden später erschien ein Video, in dem eine junge Frau vor einem Bücherregal stand und einen Fantasy-Roman in die Kamera hielt, den ich bereits gelesen hatte. Lisa scrollte weiter und eine andere junge Frau saß vor einem anderen nicht weniger gut sortierten Regal in einem Sessel, der sofort meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

»So einen will ich haben. Schenkst du mir den zum Geburtstag?« Ich deutete auf den riesigen weißen Lesesessel, für den ich den Esstisch, den wir sowieso nie nutzten, entsorgen müsste.

»Ich habe aber schon ein Geschenk für dich.« Sie sah mich mit einem verschwörerischen Gesichtsausdruck an. »Ein Buch.«

Wir lachten wieder. Mit Lisa waren die banalsten Dinge lustig. Es war so leicht, mit ihr herumzualbern. So, als wären wir wieder Kinder. Unsere Leben hatten so gar nichts miteinander zu tun und doch waren wir diese Einheit, wenn wir zusammen waren.

Als wir uns beruhigt hatten, fragte ich: »Wie geht es Tina? Wann kommt sie aus Schweden zurück?«

»In drei Tagen.« Lisas Augen leuchteten auf. Sie hatte schon mit dreizehn gewusst, dass sie auf Mädchen stand. Seither war sie mit einigen Frauen zusammen gewesen. Doch seit sie vor drei Jahren Tina kennengelernt hatte, als diese für einen Fall die Mitarbeiter von Lisas Bank befragt hatte, gab es nur noch sie. Die beiden wohnten zusammen, waren verlobt und planten ihre gemeinsame Zukunft.

»Soll ich dir ein Geheimnis verraten?«

Ich schluckte den Funken Neid, der jedes Mal in mir aufflammte, wenn ich sah, wie glücklich die beiden waren, hinunter und nickte. »Natürlich.« Meine Stimme klang etwas belegt.

»Ich denke, ich bin bereit für ein Kind. Wir haben schon ein paar Mal darüber gesprochen, aber bisher war einfach nie der richtige Zeitpunkt.«

»Ich habe gehört, dass es den sowieso nicht gibt«, erwiderte ich. Doch dann schlugen ihre Worte zu mir durch. Meine Augen weiteten sich. »Ein Kind? Ich werde Tante?«

Sie nickte strahlend. »Tina wäre schon vor einem Jahr so weit gewesen, nachdem sie die Kanzlei fertig aufgebaut hatte. Aber ich war mir bisher nicht sicher, wie ich es machen will. Soll sie zuerst eins bekommen oder ich? Adoptieren wir? Wenn ja, ein Baby oder einen Teenager?«

»Du willst einen Teenager adoptieren?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich will selbst schwanger werden. Und dann wird Tina schwanger. Und dann adoptieren wir noch ein Kind.«

Ich riss die Augen auf. »Wow!«

Sie grinste breit. »Ich kann es gar nicht abwarten, es ihr zu erzählen.«

Ich zog sie in meine Arme. »Hoffentlich verschwendest du eure Zeit nicht auch erst mit Gerede über Inselkrimis und TikTok-Sessel.«

»Ganz bestimmt nicht.« Sie erwiderte meine Umarmung. »Ich bin so aufgeregt.«

»Das glaube ich. Ich zittere ja selbst.«

Die Wohnungstür fiel ins Schloss. Sascha. Unser Lachen verstummte.

»Hey, Schatz, wir sind hier«, rief ich etwas weniger euphorisch, als ich es in den letzten Minuten gewesen war. Ich erwartete, dass er zu uns kommen und uns begrüßen würde, doch er ging ins Bad, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Ich stand auf, um die Musik auszuschalten. Manchmal brauchte Sascha einfach Ruhe, wenn er nach Hause kam. Auch wenn diese Wohnung technisch gesehen nicht sein Zuhause war. Lisa warf mir einen langen Blick zu. Wir warteten ein paar Minuten schweigend, doch als er nicht auftauchte, war klar, dass er warten würde, bis Lisa weg war.

Sie betrachtete mich noch immer herausfordernd. Irgendwann sagte sie: »Wirst du mich jetzt bitten zu gehen, damit er sich besser fühlt?«

Das hatte ich tatsächlich tun wollen. »Du verstehst ihn einfach nicht.«

Sie schluckte die Erwiderung hinunter. Auch sie wollte nicht, dass wir stritten. Stattdessen nahm sie mich in die Arme. »Ruf mich an, wenn du mich brauchst, ja? Egal, wann. Egal, was passiert. Ich bin immer für dich da.«

Ihre Worte hätten ein tiefes Gefühl der Liebe und Dankbarkeit in mir erzeugen müssen, doch alles, was ich fühlte, waren Widerstand und Scham. »Danke«, erwiderte ich trotzdem.

»Ich werde dir die Worte ersparen und von mir aus gehen, auch wenn ich mich auf einen ausschweifenden Abend mit meiner Schwester gefreut hatte.« Sie stand mit einem Seufzen auf. »Das nächste Mal kommst du zu uns.«

»Ich will euch nicht stören.«

»Resa, du wirst uns niemals stören. Sollten wir gerade Sex haben, musst du dir allerdings ein Buch und Schallschutzkopfhörer schnappen und eine Weile warten.«

Ich lächelte müde.

»Etwas höher bitte.« Sie legte die Zeigefinger an meine Mundwinkel und schob sie nach oben. Sie ließ los und sie fielen wieder runter. Sie wiederholte den Vorgang immer wieder, bis wir beide irgendwann lachten.

Zufrieden nickte sie. »Das wollte ich noch einmal hören.« Sie umarmte mich. »Ich ruf dich morgen an, ja?«

»Ich arbeitete bis neun.«

»Dann hören wir uns auf deinem Weg zum Bus.«

»Okay.« Ich brachte sie zur Tür, wartete, bis sie ihre Schuhe angezogen hatte, und wollte sie verabschieden. Doch sie rief: »Auf Wiedersehen, Sascha. Es war schön, deine Füßchen auftreten zu hören.«

Ich presste die Lippen aufeinander. Die wenige gute Laune, die ich gerade zurückbekommen hatte, verflog. Sie hatte ihn provoziert und ich war diejenige, die das würde ausbaden müssen.

4

Es dauerte eine halbe Stunde, ehe Sascha wieder aus dem Bad kam, nachdem Lisa gegangen war. Ich hatte in dieser Zeit Essen zubereitet, mir ein Kleid angezogen, von dem ich glaubte, dass er es mochte, und ein bisschen aufgeräumt.

»Ist sie weg?«

»Ja, schon eine Weile.«

»Ich wusste nicht, dass sie heute da ist. Kannst du mich nicht vorwarnen?«

»Tut mir leid. Das nächste Mal schreibe ich dir eine Nachricht.«

»Trefft euch doch einfach bei ihr.«

»Es ist meine Wohnung, Sascha«, sagte ich und wusste, dass es ein Fehler war.

»Ach, dann willst du nicht, dass ich hier bin.«

»Doch, natürlich will ich das«, ruderte ich zurück, weil ich spürte, dass er mich falsch verstanden hatte. Oder richtig.

»Ich kann meine Abende auch mit jemand anderem verbringen. Ich habe genug Optionen.«

Ich wusste nicht, wie er das meinte. Sprach er von seinen Fußballkumpels oder von anderen Frauen? Mit beidem drohte er mir immer wieder. »Ich finde es schön, wenn du hier bist.«

»Aha, kommt mir nicht so vor.« Er sah auf den Tisch. Ich hatte eine große Schüssel Eisbergsalat in die Mitte gestellt und rundherum Schalen mit Gemüse, Kernen, Käse, Wurst und andere Dinge wie Öl und Joghurtdressing verteilt. »Was soll das denn sein?«

»Abendessen«, erwiderte ich kleinlaut. »Ich dachte, wir könnten mal etwas gesünder essen.«

Er starrte mich an. Sein Blick war vernichtend. Dann ließ er ihn über meinen Körper gleiten und ich krampfte mich zusammen, noch bevor er etwas sagte. Vielleicht versuchte ein Teil von mir, sich auf diese Weise vor seinen Worten zu schützen. »Nur weil du fett bist, muss ich diesen Scheiß essen?«

Die Schutzmauer hielt nicht. Doch nach außen blieb ich ruhig. Er meinte es nicht so, das wusste ich. Es war nicht das erste Mal, dass er seine Wortwahl nicht durchdacht hatte. Bisher hatte er sich jedes Mal dafür entschuldigt und ich hatte gelernt, dass er sich einfach nicht anders ausdrücken konnte. Deshalb sagte ich, die Verletzung wegschiebend: »Ich dachte, wir könnten es ausprobieren. Aber wenn du etwas anderes möchtest, kann ich dir ein Fertiggericht in die Mikrowelle stellen. Wir haben noch Lasagne oder …«

»Damit ich dann die gesamte Zeit zusehen kann, wie du auf mein Essen gierst? Nein, danke.« Er wandte sich zur Tür und ging in den Flur.

»Wo gehst du hin?«

»Ich habe dir gesagt, ich habe andere Optionen. Wenn meine Frau nicht weiß, was sie mir zum Essen vorsetzen soll, dann hole ich mir mein Essen woanders.«

Ich eilte ihm hinterher. »Nein, Sascha, warte. So war es doch gar nicht gemeint. Ich mache etwas anderes.«

»Zu spät.« Er zog seine Schuhe an. »Ehrlich, Teresa. Heute gibst du mir nicht das Gefühl, dass du mich hier haben willst. Erst deine Alien-Schwester und jetzt dieses Grünzeug.«

»Nenn sie nicht so.«

»Wahrscheinlich bist du genauso. Deshalb hast du keine Ahnung, was ein Mann braucht. Sieh dich doch an. Wenn du so früh aufstehst, musst du die Augenringe verdecken. Du hast nicht

gerade viele Reize, mit denen du so ein Gesicht wiedergutmachen kannst.«

Mein Widerstand war zerschlagen. Sascha wusste, dass er mich traf, wenn er mein Äußeres kritisierte. Die Worte in der Küche mochten ein Versehen gewesen sein. Doch das hier war beabsichtigt.

»Friss dein Grünzeug. Vielleicht bringt es ja was.« Dann öffnete er die Tür und knallte sie hinter sich zu.

Minutenlang starrte ich darauf. Fassungslos darüber, dass es schon wieder passiert war. Dass ich es schon wieder so weit hatte kommen lassen. Es war nicht das erste Mal, dass er so mit mir gesprochen hatte. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich ihm nicht entgegengestellt hatte.

Warum auch? Er hatte recht. Ich war fett und hässlich. Das sah ich jeden Tag im Spiegel. Das hatte ich schon in der Grundschule von den anderen Kindern gehört. Ich sah es in den Augen meiner Kollegen und der Kunden, die mich, wenn sie mich überhaupt beachteten, missbilligend ansahen.

Es war egal, welches Kleid ich anzog und wie viel Salat ich aß. Es würde sich nie etwas ändern.

Mein Telefon gab ein Geräusch von sich. Hoffnungsvoll ging ich in die Küche, wo es auf der Arbeitsfläche lag. Ich hatte ein Hörbuch gehört, während ich das Gemüse geschnitten hatte. Die Nachricht war von Sascha, doch sie baute mich nicht auf.

> Du kannst echt froh sein, dass du mich hast. Du wirst keinen anderen Kerl finden, der sich mit so was abgibt.

Ich ließ das Handy sinken. Auch diese Worte hatte ich schon ein paar Mal von ihm gehört. Inzwischen lösten sie nicht einmal Widerstand in mir aus. Denn das Schlimme war, dass er recht hatte. Wer sollte mich nehmen? Wer sollte sich für mich interessieren? Ich ließ die Tränen laufen und wandte mich zum Tisch. Ich setzte mich, nahm ein Stück Gurke und dann eine Tomate. Beides füllte die Leere in mir nicht, die sich wieder ausbreitete.

Ich dachte an Lisas Angebot, sie anzurufen, wenn es mir nicht gut ging. Doch wie hätte ich das tun können? Ich wollte nicht, dass sie sah, wie elend mein Leben war. Ich wollte nicht, dass sie sich Sorgen machte. Und ich wollte nicht, dass sie Sascha im falschen Licht sah. Er war schließlich nicht immer so. Wir hatten auch schöne Momente. Was wusste ich schon von Beziehungen? Vor ihm war ich nie länger als ein paar Monate mit einem Mann zusammen gewesen. Schlechte Zeiten gehörten dazu, da war ich sicher. Ich durfte einfach nicht so sensibel sein.

Ich nahm mir ein Stück Käse. Das war schon besser. Sascha hatte recht, dieses Grünzeug war kein Essen für einen Mann. Es war kein Essen für mich. Ich würde davon nicht satt werden. Und wenn ich mich nicht satt aß, stand ich nachts auf und aß noch größeren Mist in mich hinein.

Ich stand auf, öffnete den Kühlschrank und nahm die Mikrowellen-Lasagne heraus. In der Zeit, die sie brauchte, um heiß zu werden, aß ich den Käse, die Wurst und stellte mir einen Salat in einer Schale zusammen, den ich mit Joghurtdressing und Öl übergoss. Darauf gab ich Nüsse und Kerne. Ich aß fast alles auf. Das hier war schließlich gesund und ich wollte nicht allzu viel Platz für andere Dinge lassen.

Mit einem Ping signalisierte die Mikrowelle mir, dass das richtige Essen fertig war. Es duftete himmlisch, auch wenn es nie so schmeckte, wie der Geruch es vermuten ließ.

Ich verbrannte mir die Zunge beim ersten Bissen. »Warum bin ich nur immer so dumm?«

Mein Telefon kündigte eine weitere Nachricht an. Auch diese war von Sascha.

Ich hoffe, dein Grünzeug schmeckt dir.

Er schickte mir ein Bild von einem Döner.

Ich habe mir etwas Richtiges geholt.

Ich antwortete nicht, pikte die Gabel in die Lasagne und aß, obwohl sie noch immer zu heiß war. Als ich die halbe Schale geleert hatte, kam eine weitere Nachricht. So war es immer, wenn ich ihm nicht antwortete.

Rechne heute nicht mehr mit mir.

Ich verschlang die zweite Hälfte, wartete auf das Sättigungsgefühl, doch es stellte sich nicht ein.

Ich bin bei Oliver und seiner Schwester.

Ich schluckte. Olivers Schwester sah verdammt gut aus und ich war sicher, dass sie ein Auge auf Sascha geworfen hatte. Das wusste er.

Oliver wird aber vermutlich bei seiner neuen Flamme schlafen.

Eifersucht stieg in mir auf. Ich konnte sie nicht kontrollieren, nahm das Telefon und warf es nach vorne. Es knallte gegen das Fenster und für einen Moment hatte ich Angst, die Scheibe würde zerspringen. Doch nichts passierte. Nicht einmal das Telefon schien Schaden genommen zu haben. Zumindest hörte ich den Signalton für eine weitere Nachricht.

Als ich es vom Boden aufhob, war das Display zersplittert. Ich konnte Saschas Nachricht nur zum Teil sehen und nicht mehr als die Worte *Schuld, Mann* und *genug* lesen. Ich fühlte in mich, suchte nach einer Reaktion darauf, dass ich mein Handy soeben unbrauchbar gemacht hatte. Doch da war nichts. Sogar die Eifersucht war verschwunden. Ich fand keine Wut, keine Enttäuschung, keine Trauer. Ich war leer. Und es gab nur einen Weg, diese Leere zu füllen.



Die Blüten zeigten braune Stellen. Dieser Strauß hatte nicht so lange gehalten wie der letzte. Ich saß auf meinem Sofa, ein Buch in der Hand und hörte Musik. Sascha hatte ein Vorstellungsgespräch, ich meinen freien Tag. Es war heiß, doch in der Geschichte, die ich las, befand sich die Protagonistin in einem winterlichen Wald auf der Flucht vor dem Mann, den sie hatte heiraten müssen. Es war ein historischer Liebesroman und ich hatte erst ein paar Kapitel gelesen.

Er war ihr dicht auf den Fersen und ich war ziemlich sicher, dass er sie einholen würde, bevor sie den sicheren Fluss erreicht hatte. Wenn sie diesen durchwatet hatte, würden die Hunde ihre Spur verlieren. Ich hatte schon so viele Bücher gelesen, dass ich wusste, was geschehen würde. Der Fluss würde eine zu starke Strömung haben und er würde sie kurz vor dem Ziel auf sein Pferd zerren und zurück in ihr unglückliches Leben bringen.

Fast alle Protagonistinnen der Bücher, die ich las, hatten zu Beginn der Geschichte ein unglückliches Leben. Die meisten waren schwach oder sie waren stark und wurden von anderen, meist Männern oder Stiefmüttern zurückgehalten. Aber dann passierte etwas mit ihnen. Sie fingen an, sich aufzulehnen. Sie bekamen einen

Impuls von außen, mussten einen anderen, meist schwächeren Menschen retten oder wurden von einem Mann aus ihrem Schicksal befreit. Es geschah etwas im Außen, das ihnen die Motivation gab, ihr Leben zu ändern.

Aber eigentlich war schon von Beginn an klar, dass sie nicht *so* schwach waren. Sie waren besonders. Etwas Einzigartiges schlummerte in ihnen, das durch diese Impulse geweckt wurde. Und das unterschied mich von ihnen. In mir schlummerte nichts.

Kein Impuls aus der Außenwelt würde etwas in meinem Leben ändern. Ich war nicht eigentlich stark und wurde von jemand anderem daran gehindert, meine Stärke zu leben. Und wenn ich jemanden würde retten müssen, hätte ich keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich würde es anderen überlassen, die Schwächeren zu beschützen. Weil ich zu den Schwächeren gehörte. Doch wer rettete mich?

Ich schloss die Augen, um die Gedanken zu vertreiben. Ich wollte diesen Tag genießen. Ich wollte meinen Alltag vor den Toren der Bücher zurücklassen und in den Welten der Geschichten finden, was es in meinem Leben nicht gab. Wonach ich dort nicht zu suchen wagte, weil ich mich nicht lächerlich machen wollte. Niemand würde *mich* aus irgendetwas befreien.

Zwei Stunden später war mir so heiß, dass ich zum Kühlschrank ging, um mir eine zuckerfreie Cola zu holen. Ich schaffte es, das Tiefkühlfach geschlossen zu halten, obwohl ich wusste, dass sich dort die Reste des Schokokuchens befanden, den Sascha mit den Blumen gebracht hatte, um sich zu entschuldigen. In der letzten Woche war ich diszipliniert gewesen. Jedes Mal, wenn ich etwas essen wollte, das nicht in den Diätplan passte, den ich mir auferlegt hatte, las ich Saschas Nachrichten. Ich hatte sie mir als Screenshot gespeichert. Nicht weil ich daran denken wollte, wie weh es getan hatte, das von ihm zu hören, sondern weil sie mich daran erinnerten, was geschah, wenn ich nicht diszipliniert war.

In der Küche lag mein Telefon. Wenn ich las, vergaß ich vollkommen, dass es überhaupt existierte. Ich aktivierte das Display, das ich in einem Handyshop in Lichtenberg hatte reparieren lassen.

Sascha hatte sich noch nicht gemeldet. Das Vorstellungsgespräch hatte vor einer Stunde stattgefunden. Ob er noch dort war? Vielleicht hatte es sich verzögert. Ich überlegte, ob ich ihm eine Nachricht schreiben sollte, doch wenn er vergessen hatte, den Ton auszuschalten, könnte ich ihn damit in eine blöde Situation bringen.

Lisa hatte mir geschrieben. Ich öffnete unseren Chat und fand einen Link zu einem TikTok-Video. Es war nicht das erste, das sie mir schickte. Bisher hatte ich sie umständlich über den Browser geöffnet. Ich wollte keinen weiteren Social-Media-Account. Instagram zeigte mir täglich, was für ein tolles Leben die anderen führten, und auch wenn ich wusste, dass es nicht ihre gesamte Realität abbildete, sah es doch besser aus als jeder einzelne Moment, den es in meinem Leben gab.

Das Video zeigte einen Mann, der ein Buch in die Kamera hielt und darüber redete. Meine Augen weiteten sich, als ich erkannte, dass es dasselbe Buch war, das ich gerade las. Ich war jetzt bei der Hälfte angelangt und wollte auf keinen Fall Spoiler zum weiteren Verlauf hören. Aber ich würde nach dem Lesen gern wissen, was er über das Buch dachte.

Ich wollte sein Profil auf Instagram suchen, doch die App hatte ich vor ein paar Tagen mal wieder gelöscht. Deshalb ging ich zurück in den Chat mit Lisa und markierte die Nachricht mit einem Sternchen. Danach sah ich mir das Video noch einmal ohne Ton an. Der Mann, *PlotTwistRicky,* hatte ein riesiges Bücherregal hinter sich stehen. Und es war nach Farben sortiert.

Welcher Mann sortiert sein Bücherregal nach Farben?

... fragte ich Lisa per Nachricht.

Ein schwuler?

... fragte sie zurück.

... antwortete ich.

Ein winziges Gefühl von Enttäuschung stieg in mir auf. Ich schob es entsetzt zur Seite und legte das Handy weg, ging zurück ins Wohnzimmer und vertiefte mich in die Geschichte der Frau, die es inzwischen geschafft hatte, ihrem Mann zu entkommen. Doch dafür hatte sie ihn töten müssen. Zumindest glaubte sie, dass sie das getan hatte.



Drei Stunden später hatte ich das Buch beendet. An einem freien Tag schaffte ich es meistens, ein komplettes Buch zu lesen. Dabei fühlte ich mich wie berauscht und je weiter sich die Geschichte entwickelte, umso mehr konnte ich mich in die Protagonistin hineinfühlen. Für ein paar Stunden wurde ich zu diesem Menschen, der sein Glück fand.

Das Loch, in das ich danach fiel, war allerdings tief. Ich hätte sofort danach ein neues Buch anfangen können, doch das wollte ich nicht. Es würde die einzelnen Bücher abwerten. Ich wollte ihnen einen Raum geben, in dem sie noch etwas nachhallen konnten. Und so nahm ich die Frau, deren Ehemann am Ende vom Helden der Geschichte getötet wurde, mit in die Küche, öffnete den Kühlschrank und nahm den fertigen Salat heraus, den ich mir am Morgen gekauft hatte. Eigentlich hatte er mein Mittagessen sein sollen, doch jetzt war es schon fünf Uhr nachmittags.

Ein stolzes Lächeln legte sich auf mein Gesicht. Zum Frühstück hatte ich nur einen Joghurt gegessen und seither nur zuckerfreie Cola und Wasser getrunken. Okay, meinen Wasserkonsum musste ich noch etwas erhöhen, aber ansonsten war das schon mal ziemlich gut.

Ich stellte mich zum Essen an die Arbeitsfläche und kontrollierte mein Handy auf neue Nachrichten. Sascha hatte sich immer noch nicht gemeldet. Von Lisa waren dagegen drei weitere TikTok-Videos eingetroffen. Dazu die Worte:

> Vielleicht ist er auch nicht schwul. Zumindest scheint er auf sexy Romance Bücher zu stehen, in denen ein bis zwei Frauen Liebe machen.

Ich klickte auf das erste Video. Er hielt ein regenbogenfarbenes Buch in die Kamera, auf dessen Cover sich zwei Frauen küssten.

Beim dritten Video nervte es mich so sehr, die Pop-ups mit der Anmeldemaske wegzuklicken, dass ich aufgab und die App installierte. Das dauerte ewig, weil TikTok so viel von mir wissen wollte. Danach klickte ich noch einmal auf eines der Videos von *PlotTwistRicky* und abonnierte seinen Kanal. Ich sah mir ein Dutzend seiner Videos zu Büchern an, die ich selbst gelesen hatte. Bei manchen nickte ich nur zustimmend und gab ihnen ein Herz. Bei anderen schmunzelte ich und dann gab es zwei, bei denen ich so sehr lachen musste, dass mir Tränen über die Wangen liefen. Wann hatte ich das denn zuletzt getan?

Ricky war witzig und inzwischen war ich ziemlich sicher, dass er nicht schwul war. Und das gefiel mir. Es gefiel mir nicht, dass es mir gefiel, aber es gefiel mir. Und weil das so kompliziert war, klickte ich ganz unten links auf das Haus-Symbol und sofort erschien das Video von einem anderen Buchmenschen. Wieder ein Mann. Ich schob das Video nach oben und sah ein Mädchen, das sich die Lippen schminkte. Schnell scrollte ich weiter. Videos wie dieses waren der Grund, aus dem ich Instagram gelöscht hatte.

Als Nächstes präsentierte TikTok mir einen Geburtstagskuchen, dann Werbung für eine Hautcreme und dann ein sehr verstörendes Video über Suizid. All dass schob ich schnell weiter. Auch jene Videos, die ganz offensichtlich nur darauf ausgelegt waren, dass man sie unzählige Male ansah, um zu verstehen, was sie eigentlich

aussagen wollten. Manche gaben wiedergekäute Lebensweisheiten wider, die komplexe Probleme vereinfachen wollten, sie dabei aber nur banalisierten. Ich verstand, warum die Medien vor TikTok warnten. Wenn man sich diese Videos vollkommen unreflektiert ansah, konnte das gefährlich werden. Aus diesem Grund wischte ich auch sämtliche politischen Videos weg. Damit beschäftigte ich mich ohnehin zu wenig, um genug davon zu verstehen, damit ich echte Informationen von Propaganda unterscheiden konnte.

Dann erschien das Video einer jungen Frau, die in einem ähnlichen Sessel saß wie dem, den ich mir von Lisa im Scherz gewünscht hatte. Dieses Video sah ich mir bis zum Ende an, abonnierte den Kanal und scrollte weiter.

Auf diese Weise verbrachte ich die nächste Stunde stehend in meiner Küche. Ich merkte es kaum. Ich abonnierte etwa fünfzig BookTok-Kanäle und schubste die Videos mit anderem Inhalt weg, weil sie mich nicht interessierten. Ich fühlte mich so stark von der Büchercommunity angezogen, dass ich nichts anderes sehen wollte. Bis ein Video meine Aufmerksamkeit so sehr festhielt, dass ich es immer wieder ansah.

Fünf Verhaltensweisen, die dir zeigen, dass du dich selbst nicht genug liebst.

1. *Du vergleichst dich ständig mit anderen.*
2. *Du lässt Selbstzweifel dein Handeln bestimmen.*
3. *Du bleibst in ungesunden Beziehungen.*
4. *Du redest schlecht über dich selbst.*
5. *Du investierst nicht in deine persönliche Entwicklung.*

»Was ist das für ein nerviger Sound?«

Ich schrak so heftig zusammen, dass mir das Telefon aus der Hand fiel. Zum Glück nur auf die Arbeitsplatte. Ich hatte keine Lust, schon wieder Geld für ein neues Display auszugeben.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Und wenn ich mich selbst liebe.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© ANDREA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

A.D. WILK

UND WENN ICH MIR selbst vertraue



SPIEGEL Bestseller-Autorin

ERZÄHLUNG KAWA

ISBN: 978-3-98660-231-4

© 2026 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
www.novamd.de · bestellung@novamd.de ·
+49 (0) 861 166 17 27

Text: A.D. WiLK
Lektorat: Freya von Korff
Korrektorat: Jona Gellert
Bilder: Shutterstock ©Ekonst, ©Aya_Lines_Design, ©UniQ Maruf, ©Olga Rai, ©Polina Tomtosova, ©Deckar VN

Druck: Custom Printing
Wał Miedzeszynski 217, 04-987 Warszawa, Polen

A.D. WiLK

UND WENN ICH MIR *selbst vertraue*



Bevor du mit dem Lesen beginnst, möchte ich dich auf Folgendes hinweisen:

Dieses Buch thematisiert Rassismus, Mobbing, verbale und physische Gewalt. Bitte lies achtsam. Vielleicht möchtest du eine vertraute Person einbeziehen, mit der du über das Gelesene sprechen kannst – und bitte leg Pausen ein, wenn es zu viel wird.

Du darfst für dich sorgen. Immer.

1



»Wann kommst du denn am Wochenende, Nicky?« Meine Mutter klapperte mit irgendetwas im Hintergrund, weshalb ich mir die Worte ihrer Frage mehr zusammenreimte, als dass ich sie gehört hatte.

»Ich arbeite am Samstag, deswegen schaffe ich es erst am Sonntag.« Ich trank den letzten Schluck Kaffee aus meiner Tasse und stellte sie in die Spüle. Ich würde mich später darum kümmern.

»Sehr schön. Ruf eine halbe Stunde bevor du ankommst an, dann kann ich die Kartoffeln auf den Herd stellen.«

»Mama, du weißt, dass ich keine Kartoffeln esse.«

»Ja, das weiß ich. Aber das bedeutet nicht, dass dein Vater und ich auch keine essen dürfen, oder?«

Ich lächelte. »Natürlich nicht.«

»Schön, dann sehen wir uns Sonntag. Wir freuen uns auf dich, Liebling.«

»Ich freue mich auch auf euch.«

Wir beendeten den Anruf und ich prüfte den Akkustand meines Telefons. Es war nur halb voll, weshalb ich die größere Powerbank in meine Tasche steckte. Ich würde das Handy im Salon laden können, aber ich blieb lieber auf der sicheren Seite.

Meine Schicht begann in zwei Stunden. Ich hatte noch etwas Zeit und wollte am Alex durch die Geschäfte bummeln, bevor ich in die U-Bahn nach Lichtenberg stieg. Aber bevor ich das tat, setzte ich mich an den Küchentisch, den mein Vater an die Wand geschraubt hatte, damit ich ihn auf- und zuklappen konnte, je nachdem, ob ich ihn brauchte oder nicht. Ich schaltete einen Podcast ein, in dem sich zwei Frauen darüber unterhielten, wie sich der Feminismus in Deutschland entwickelte, und öffnete das Nagellackfläschchen, das schon seit gestern Abend auf dem Fensterbrett stand.

Auch wenn ich es einem anderen Menschen gegenüber nie zugeben würde, liebte ich es, wie sich das knallige Rot von meiner Haut abhob, die durch den Sommer zusätzlich gebräunt war. Okay, Mandy würde ich es vielleicht sagen, aber sonst niemandem.

Ich verließ die Wohnung zehn Minuten später, setzte die Kopfhörer auf die Ohren und verließ den Elfgeschosser an der Berolinastraße. Ich hätte auch direkt hier an der Haltestelle Schillingstraße in die U-Bahn steigen können, doch ich mochte es, über den Alexanderplatz zu schlendern, den Straßenmusikern zuzuhören und die vielen Touristen zu sehen, die Fotos von der Weltzeituhr und dem Fernsehturm schossen.

Zwischen all den Menschen, die aus allen möglichen Nationen kamen, fühlte ich mich weniger fremd. In Berlin war das an vielen Stellen der Fall. Doch nicht überall. Auch deshalb wollte ich nicht in einen der Randbezirke zurückziehen.

Bald war Mandys Geburtstag. Sie feierte nicht groß, aber ich wollte ihr trotzdem etwas schenken und weil ich wusste, wie gern sie shoppen ging, würde ich ihr einen Gutschein für das Alexa besorgen. Sie liebte dieses Einkaufszentrum und ich würde mich als ihre persönliche Shoppingbegleitung mitverschenken. Bei dem Gedanken daran lächelte ich. Ich hatte nicht viele Freunde. Wirklich eng befreundet war ich nur mit Mandy. Wir kannten uns seit der fünften Klasse, waren auf die gleiche Oberschule gegangen und mit jedem Jahr engere Freundinnen geworden. Und deshalb machte ich ihr gern große Geschenke, weil ich wusste, dass sie sich darüber freute, und deshalb freute ich mich auch.

Ich bummelte durch das Center, bis es Zeit war, zur U-Bahn zu gehen und zum Salon zu fahren. Ich arbeitete lieber in der Frühschicht, aber wenn ich erst um elf anfing, genoss ich den freien Vormittag trotzdem.

»Na, Süße, wie geht's?«

Ich ignorierte den Typ, der mich von der Seite ansprach, so wie ich es immer tat. Deshalb trug ich die Kopfhörer. Ich schaltete nie Musik ein. Vielmehr nutzte ich sie als Schutz gegenüber den Leuten, die der Meinung waren, mich auf diese oder schlimmere Art anzusprechen. Sie gaben mir die Möglichkeit, so zu tun, als hätte ich nichts gehört. Und bei Typen wie diesem vergaß ich nach wenigen Sekunden, dass er mich überhaupt angesprochen hatte. Das war nicht bei allen so, aber zum Glück kam es nur selten vor, dass jemand etwas anderes von mir wollte als meine Telefonnummer.

Ich betrat das Bahnhofsgebäude und nahm die Treppe zur U5. Die Fahrt dauerte zwanzig Minuten und als ich die Bahn wieder verließ und auf die Straße vor dem Bahnhof Lichtenberg trat, hatte sich das Wetter geändert. Die Wolkendecke war aufgerissen und die Septembersonne wärmte meine Haut. Ich blieb stehen, hielt das Gesicht in das warme Licht und genoss für einen Moment den ausklingenden Sommer. In ein paar Wochen würde es deutlich kälter sein und mein Körper wollte noch so viel Licht und Wärme aufsaugen, wie er konnte.

Nach ein paar Minuten öffnete ich die Augen wieder und überquerte die Straße, um zum Salon zu gehen. Ich hatte in unserem Online-Kalender gesehen, dass einige Kundinnen Termine bei mir vereinbart hatten, und ich wollte nicht zu spät kommen, um sie nicht warten zu lassen.

Ich arbeitete mit Michi, die zehn Jahre älter war als ich, drei Kinder hatte und sich den ganzen Tag über ihren Mann beschwerte, der sich ihrer Meinung nach um nichts kümmerte. Ich mochte sie trotzdem, denn im Grunde ihres Herzens war sie ein mitfühlender Mensch, der vollkommen überlastet war.

»Hallo, Nicky.« Wir begrüßten uns mit einem Kuss auf die Wange. Ich zwinkerte ihrer jugendlichen Kundin zu, die ich selbst

schon ein paar Mal bedient hatte, und ging in den Personalraum, um meine Tasche abzustellen und mein Handy zu laden.

Meine erste Kundin kam ein paar Minuten zu früh. Ich nahm sie sofort mit zum Haarewaschen, um ein bisschen Vorsprung herauszuarbeiten. Manche Frisuren erforderten mehr als die eingeplante Zeit und ich mochte es nicht, wenn die Kundinnen auf mich warten mussten, weil ich zu langsam arbeitete.

Wir plauderten über ihren Hund, während ich ihre nassen Haare kämmte und nachdem sie mir gesagt hatte, um wie viel ich sie kürzen sollte, erzählte sie mir davon, dass ihre Schwester sich jetzt auch endlich einen Hund anschaffte, mit dem sie täglich ein paar Mal rausgehen musste. Sie redete über die Notwendigkeit, sich zu bewegen - besonders, wenn man in ihrem Alter war, und erklärte mir, dass es für Menschen über siebzig schwierig wäre, einen Hund aus dem Tierheim zu bekommen.

Ich nickte, stellte Fragen und zeigte mich interessiert, auch wenn ich selbst nicht einmal im Traum daran denken würde, mir einen Hund anzuschaffen. Als Teenager hatte ich einen gewollt, damit er mich vor den anderen Kindern beschützte und mein bester Freund sein konnte. Doch in meiner kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung und mit meinen Arbeitszeiten war das nicht einmal eine Option. Außerdem brauchte ich niemanden mehr, der mich vor den Dingen beschützte, die damals passiert waren, und eine beste Freundin hatte ich auch.

Als ich fertig war, strahlte sie mich im Spiegel an. »Dankeschön.« Dann deutete sie auf meine Haare. »Ihre Haare sind so exotisch. Wunderschön.«

Sie hatte es nett gemeint. Viele meinten es nett. Ich atmete tief durch und schluckte das schlechte Gefühl hinunter.

Ich machte keine Pause zwischen meinen Terminen, ging nur zwischendurch pinkeln oder etwas trinken. Das hier war nicht der beste Job der Welt, aber ich mochte ihn. Die Gespräche mit den Kundinnen, die Arbeitsatmosphäre, alles hätte schlimmer sein können. Das Trinkgeld war auch okay. In der Schule war ich nicht gut genug gewesen, um einen großartigen Karriereweg einzuschlagen.

Das Frisörhandwerk lag mir. Meine Mutter hatte nie gewusst, was sie mit meinen Haaren anstellen sollte. Deshalb hatten wir irgendwann angefangen, YouTube-Videos zu gucken, in denen erklärt wurde, welche Shampoos und welche Pflegeroutine gut für meine Locken waren. Auch hier hatte ich mich anders gefühlt. Doch gleichzeitig waren wir auf diese Weise auf etwas gestoßen, das zu mir gehörte. Vielleicht hatte ich deshalb nicht länger darüber nachgedacht, welchen anderen Beruf ich wählen wollte.

Ich war gut in dem, was ich tat, und deshalb machte es meistens Spaß. Manchmal wünschte ich mir ein bisschen mehr Herausforderung, aber wenn dann mal jemand kam, der einen extravaganteren Schnitt wollte, hatte ich Angst, etwas falsch zu machen, und überließ die Kundin in der Regel Michi, Kai oder Karin.

Nach drei Stunden wies Michi mich darauf hin, dass es Zeit für meine Pause war. Ich entschuldigte mich mit einem Lächeln bei der wartenden Kundin, die ohne Termin gekommen war. Wenn ich mich zunächst um sie gekümmert hätte, hätte ich vor meiner nächsten geplanten Kundin keine Zeit mehr zum Essen gehabt.

Sie winkte ab und wünschte mir einen Guten Appetit. Ich bedankte mich und verließ den Kundenbereich, um mich an den Tisch in dem winzigen Raum zu setzen, der uns als Pausenraum diente, holte die Plastikbox heraus, die mir meine Mutter zum Einzug in meine Wohnung geschenkt hatte, und schnappte mir ein Stück Gurke. Mit geschlossenen Augen kaute ich und aß den gesamten Inhalt der Box. Gemüse, ein bisschen Käse, gebratenes Tofu. Dazu trank ich einen halben Liter Wasser.

Mein Handy beachtete ich nicht. Früher war ich in jeder Pause durch meine Feeds in den Sozialen Medien gescrollt, doch irgendwann hatte ich gemerkt, dass ich danach noch gestresster war als vorher. Deshalb hatte ich damit aufgehört. Manchmal ging ich stattdessen spazieren, doch heute mochte ich die Ruhe in diesem kleinen Raum, der sich ein bisschen so anfühlte wie die Besenkammer in der Oberschule, in der ich mich manchmal versteckt hatte.

Nach 25 Minuten verließ ich den Raum wieder, wusch mir die Hände und ging zum Tresen, um den Kalender noch einmal zu

prüfen. Meine Halb-Drei-Kundin war noch nicht da, die Frau, die zuvor gewartet hatte, saß auf einem Stuhl vor dem Spiegel und hatte eine Haube auf dem Kopf. In einer halben Stunde würde Kai kommen, der Michi ablöste. Mit ihm arbeitete ich besonders gern.

Ich wartete weitere zwanzig Minuten, doch meine Kundin erschien nicht. Michi kassierte die Kundin mit der Haube ab und sah fragend zu den beiden Männern, die darauf warteten, bedient zu werden. Hätte ich gewusst, dass mein Halb-Drei-Termin nicht kam, hätte ich einen von ihnen bereits fertig haben können.

Michi zuckte mit den Schultern. »Ihre Schuld, wenn sie zu spät kommt, oder?« Sie wandte sich an die Männer. »Haben Sie einen Termin?«

Der jüngere der beiden antwortete für den anderen: »Mein Vater wartet auf Kai. Ich bin mitgekommen, weil ich dachte, es könnte spontan etwas frei werden.«

»Das hab ich sie doch schon gefragt«, raunte ich Michi zu.

»Oh, natürlich hast du das. Entschuldige.«

»Weißt du was? Ich kümmere mich um ihn. Wenn meine Kundin noch kommt, muss sie warten.« So machten wir es immer. Wenn ein Termin nicht auftauchte, machten wir mit den anderen Kunden weiter. Die meisten riefen an, wenn sie sich verspäteten oder absagen mussten. Leider gab es aber auch immer welche, die es nicht taten, und dann auftauchten und der Meinung waren, sie müssten sofort drankommen, weil sie sowieso schon so spät dran waren und keine Zeit zum Warten hatten.

Ich bat den Mann, mir zu den Waschbecken zu folgen, und während ich seinen Kopf massierte, rechnete ich meine weiteren Termine durch. Erst um vier stand ein weiterer Name in meiner Liste. Wenn die Kundin innerhalb der nächsten halben Stunde auftauchte, hätte ich noch genug Zeit.

»Danke, das war wundervoll.« Der Mann lächelte mich mit einem weichen Blick an. Das mochte ich an meinem Job. Für die meisten war der Besuch beim Frisör ein kleiner Akt der Selbstliebe, auch wenn insbesondere die Männer es vermutlich nicht als solchen bezeichnen würden. Doch auch sie nahmen sich Zeit für sich und

auch sie genossen es, wenn sie den stressigen Alltag für ein paar Minuten ablegen und sich während einer Kopfmassage entspannen konnten.

»Das habe ich sehr gern gemacht.« Ich leitete ihn zu einem freien Stuhl in der Nähe der Fenster, weil dort das Licht am besten war, und legte ihm einen Kittel um, damit die abgeschnittenen Haare nicht an seinen Klamotten hängen blieben. »Also, wie viel darf ab?«

Er zog sein Telefon aus der Tasche und zeigte mir ein Bild von sich selbst, das vermutlich ein paar Monate alt war. »Das ist die Länge, die ich normalerweise trage.«

Es war ein einfacher Fassonschnitt und als Kai den Laden betrat, war ich schon fast fertig. Er kam nicht allein. Eine Frau in meinem Alter trat nach ihm durch die Tür und sah sich neugierig um. Ich erkannte sie erst auf den zweiten Blick. Vielleicht weil ich sie durch den Spiegel betrachtete.

»Au!« Der Mann vor mir zuckte zusammen. Ich hatte ihm die Spitze meines Kamms in den Nacken gestochen.

»O Gott, es tut mir leid.« Ich besah die Stelle. Zum Glück hatte ich ihn nicht verletzt.

Er lächelte freundlich. »Nicht so schlimm. So lange du mir kein Ohr abschneidest.«

Es war ein Witz und ich lachte, aber innerlich schrak ich zusammen, weil ich deutlich das Bild seines blutenden Ohrläppchens vor mir sah. Ich atmete tief durch und schwor mir, die Frau zu ignorieren, bis ich mit diesem Kunden fertig war.

2



Am liebsten hätte ich mir so viel Zeit mit dem Haarschnitt des Mannes gelassen, bis es zu spät gewesen wäre, Laura zu bedienen. Aber das wäre Kai aufgefallen und ich wollte nicht, dass ihm irgendetwas auffiel, das mit Laura zu tun hatte. Ich wollte, dass sie wieder verschwand und sich herausstellte, dass sie im falschen Salon gewesen war.

Mit einem breiten Pinsel entfernte ich die letzten Härchen aus dem Nacken des Mannes, in dem ein winziger roter Punkt an mein Ungeschick erinnerte. »So, wir sind fertig.« Ich nahm ihm den schwarzen Umhang ab und strich über den Stoff, um auch von dort die Haare zu entfernen. Bevor er aufstand, griff ich nach dem Besen und fegte seine Haare zu einem Haufen zusammen, damit weder er noch ich sie im restlichen Laden verteilten.

Er lächelte mich an. »Dankeschön.« Für ein paar Augenblicke musterte er sich selbst im Spiegel, dann nickte er. »Jetzt bin ich doch wieder vorzeigbar, oder was meinst du?« Es war Salonstandard, dass die Kunden uns duzten. Die meisten wollten ebenfalls geduzt werden, wodurch eine zumeist angenehme, unkomplizierte Atmosphäre im Laden herrschte. Nur wenn es zu Problemen kam, wünschte

ich mir das distanzierte Sie. Aber es kam zum Glück nur sehr selten vor, dass Kunden sich auf unangenehme Weise beschwerten.

»Perfekt für das sonntägliche Mittagessen.«

Wir lachten, bis ich im Spiegel Lauras Blick auffing. Sie musterte mich mit dem gleichen Blick, mit dem sie es in der Schule getan hatte. In der Oberschule. In der Grundschule hatte sie mich nie so angesehen. Warum nur war sie hier?

Ich kassierte den Kunden ab, reinigte den Platz, an dem ich gerade gearbeitet hatte, und ging noch einmal pinkeln. Mehr, um einen Moment in Ruhe für mich zu haben, als um meine Blase zu entleeren. Wobei man von Ruhe nicht sprechen konnte. Ich war nicht ruhig. Und ich fand auch keine Ruhe, solange ich wusste, dass Laura dort draußen war und auf mich wartete.

Als ich den Vornamen in der Terminliste gelesen hatte, hatte ich mir nichts dabei gedacht. Schon in der Schule hatte es allein in unserer Stufe vier Lauras gegeben. In jeder Woche vereinbarten mindestens zwei Lauras einen Termin bei mir oder einer Kollegin. Es war kein seltener Name und auch wenn es in den ersten Monaten meiner Ausbildung regelmäßig Herzrasen bei mir ausgelöst hatte, wenn eine Kundin so hieß, hatte ich mich doch inzwischen daran gewöhnt.

Jetzt war das Herzrasen wieder da. Das Personalklo war nicht der beste Ort für eine Atemübung, trotzdem versuchte ich, durch tiefe Atmung etwas Tempo aus meinem Puls zu nehmen. Es konnte ein Zufall sein. Das war möglich. Und es war auch möglich, dass sie sich verändert hatte. Immerhin waren fast zehn Jahre vergangen, seit ich von der Schule gegangen war.

Ich prüfte mein Make-up und mein Gesicht, wissend, dass es der Gruppe um Laura gegenüber nie von Vorteil gewesen war, wenn ich mich hübsch gefühlt hatte, und verließ dann mit dem Lächeln das WC, das ich mir über so viele Jahre hinweg antrainiert hatte. Ein Lächeln, das meine Augen erreichte, obwohl ich es in meinem Inneren nicht spüren konnte.

Laura saß mit einem Kaffee in der Hand in eine Frauenzeitschrift vertieft auf einer der gepolsterten Bänke, die im Eingangsbereich

Platz für die wartenden Kunden boten. Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, einfach abzuhauen. Wie wichtig war schon ein fester Arbeitsplatz? Ich könnte auch davon leben, den Freundinnen meiner Mutter die Haare zu schneiden. Und deren Freundinnen. Und deren Bekannten.

»Bin ich dran?« Lauras aufgesetztes Lächeln, das fröhliche Piepsen ihrer Stimme, die komplette Fassade, die sie früher vor Lehrern und anderen Erwachsenen hochgezogen hatte. Daran hatte sich nichts geändert.

»Ja, das bist du.« Ich schenkte ihr *mein* falsches Lächeln und hoffte, dass sie die Unsicherheit nicht sah. Meine Stimme hatte fest geklungen. Auch das hatte ich trainiert. »Setz dich erst mal in den Stuhl am Fenster, dann kannst du mir erzählen, was du dir wünschst.«

Entschlossen legte Laura die Zeitschrift auf den Stapel auf dem Tisch und kam mit ihrem Kaffee und ihrer Handtasche zum Stuhl. Ich legte ihr noch keinen Umhang um, nahm eine Bürste und strich ihr damit behutsam durch die dunklen dichten Haare, die ihr bis unter die Brust reichten. Sie waren nicht ausgedünnt, sondern wirkten, als wären sie vor nicht allzu langer Zeit geschnitten worden. Ihr Haar war gesund und glänzte. Viele meiner Kundinnen würden sich genau solche Haare wünschen.

»Sie sollen ab.« Laura sah mich durch den Spiegel an, hob die Hand bis zum Kinn und fügte hinzu: »Ich möchte einen Bob, bei dem die längsten Haare bis zum Kinn reichen.«

Ich legte die Bürste zurück und schluckte. Laura hatte immer lange Haare gehabt. In der siebten Klasse hatten sie ihr bis zum Hintern gereicht. So lang waren meine nie geworden, weil sich die Wellen irgendwann zu Locken formten.

»Ich bin sie so leid, weißt du? Überall fliegen die langen Dinger rum. Ich brauche mal was Neues.« Ihr Lächeln konnte ich nicht deuten. Es wich kaum von dem vorherigen ab und doch hatte es eine Veränderung gegeben.

»Du möchtest also …« Ich nahm eine Strähne der vorderen Haarpartie und legte sie locker über ihr Kinn. Dort hielt ich sie

zwischen Zeige- und Mittelfinger hoch, sodass der Teil unterhalb meiner Finger in der Luft hing. »… dass ich etwa vierzig Zentimeter abschneide?«

Sie lächelte strahlend. »Ja, das will ich. Weißt du, mein Papa fand meine langen Haare immer doof. Und er wird nächste Woche fünfzig. Das ist mein Geschenk an ihn. Und an mich. Ich will endlich mal sehen, wie ich mit so kurzen Haaren aussehe.«

Nach außen hin blieb ich professionell und selbstbewusst. Innerlich zweifelte ich. Eine andere Kundin hätte ich darauf hingewiesen, dass es bei regelmäßigen Frisörbesuchen bis zu vier Jahre dauern konnte, bis sie die alte Länge wieder erreichten, doch bei Laura zögerte ich.

»Was meinst du?« Wieder konnte ich ihr Lächeln nicht deuten.

Ich spürte, wie ich in mein altes Muster verfiel. Früher hatte ich mich so unauffällig wie möglich gezeigt, weil ich gehofft hatte, sie und die anderen würden mich dann mal für einen Tag in Ruhe lassen. Doch dann fiel mir wieder ein, dass mein Job wie ein Panzer war. Ich konnte mich hinter meiner Professionalität verstecken. Hier würde sie mich nicht angreifen können, denn das war nicht ihr Machtbereich. Wir waren nicht mehr in der Schule. Wenn sie sich so benahm wie damals, konnte ich sie rauswerfen. Und Kai würde mir dabei helfen.

»Es würde dir sicher gut stehen. Bestimmt weißt du aber, dass es mehrere Jahre dauern wird, bis sie wieder so lang sind. Oft erreichen Frauen, die die Haare einmal so kurz geschnitten haben, nie wieder die Länge, die du jetzt hast.«

Sie winkte fröhlich ab. »Das ist bei mir anders. Meine Haare wachsen wahnsinnig schnell. Du wirst sehen, in zwei Jahren sind sie länger als heute.«

Ich lächelte sie freundlich an. »Also gut. Ich bin sicher, es sieht toll aus.« Ich trat einen Schritt zurück. »Dann komm mal mit zum Waschen.«

Dass ich es schaffte, so nett zu ihr zu sein, konnte ich auf zwei Dinge schieben: Erstens war es mein Job, zu *jedem* nett zu sein. Zweitens wollte ich jegliche Provokation vermeiden. In jenen

wenigen Tagen, in denen ich die Ratschläge aus der Bravo oder aus YouTube-Videos befolgt hatte und die Anfeindungen von Lauras Gruppe nicht unbeantwortet gelassen hatte, war alles schlimmer geworden. So viel schlimmer, dass ich mir die Zeiten vor meinem Mutausbruch zurückgewünscht hatte. Es war zu spät gewesen. Sie hatten das Opfer in mir bereits in der siebten Klasse erkannt und es spielte auch keine Rolle, dass das in der fünften und sechsten anders gewesen war.

Als ich das Wasser anstellte, bemerkte ich, wie meine Hände zitterten. Ich vergewisserte mich genauso häufig, wie ich es bei Kindern tat, dass die Temperatur richtig war, fragte Laura dann aber während des Waschens mehrfach, ob sie das Wasser wärmer oder kälter haben wollte. Ich wusch ihre Haare so vorsichtig wie die eines Shampoo-Models und massierte ihren Kopf, als wäre dies meine Gesellinnenprüfung.

Nach zehn Minuten legte ich ihr sanft ein Handtuch um den Kopf und führte sie zurück zum Platz am Fenster. Inzwischen waren drei weitere Kunden in den Laden getreten. Eine erkannte ich als meinen 16-Uhr-Termin. Wie spät war es?

»Hallo, Sabine. Du bist die nächste.«

Sie lehnte sich gemütlich zurück. »Mach dir keinen Stress, Nicky.« Mit dem Handy in der Hand schenkte sie mir ein Lächeln und tauchte dann in die Welt hinter ihrem Display.

Die kurze Ablenkung hatte gutgetan und mich daran erinnert, warum ich hier war. Laura würde in einer halben Stunde wieder gehen und dann hoffentlich für immer aus meinem Leben verschwinden. Vielleicht sollte ich den Schnitt absichtlich etwas unsauber schneiden, damit sie auf keinen Fall wieder zu mir kam. Doch das würde ich nicht tun.

Ich löste das Handtuch von ihrem Kopf, kämmte die Haare und besprach mit ihr die Position des Scheitels. Dann nahm ich, so wie ich es immer bei so starken Veränderungen tat, eine der vorderen Strähnen, vielleicht die gleiche wie in trockenem Zustand, hielt sie noch einmal ans Kinn und fragte mit dem antrainierten Lächeln: »Sicher?«

»Sicher!« Sie strahlte breit.

Ich schnitt und ließ die Strähne fallen.

Lauras Augen hatten sich leicht vor Aufregung geweitet. Ich schnitt eine Strähne auf der anderen Seite des Scheitels auf die gleiche Länge und nahm dann den Rest der Haare zurück, sodass sie erkennen konnte, wie kurz es wirklich sein würde.

»Was meinst du?«, fragte ich. »Noch könnten wir den Rest länger lassen.«

Sie schüttelte grinsend den Kopf. »Nein. Das ist die perfekte Länge.«

Ich atmete tief durch und für einen Moment ließ ich den Gedanken zu, dass Laura sich verändert hatte. Vielleicht war es wirklich kein Zufall, dass sie hier war. Vielleicht war das ihre Art, mir zu zeigen, dass die alten Zeiten vorbei waren.

Ich hatte mich immerhin auch verändert. Ich war nicht mehr das stille Mäuschen, das nur weite Jeans und T-Shirts trug und ohne Make-up und mit einem langweiligen Pferdeschwanz herumlief, damit sich Lauras Gruppe nicht von mir herausgefordert fühlte.

Nein, ich hatte mich nach dem Verlassen der Schule nach und nach mehr getraut, die Klamotten zu tragen, die meine Figur nicht versteckten, sondern zur Geltung brachten. Ich wählte Frisuren, die meine Locken zum auffälligsten Teil an mir machten. Ich schminkte mich noch immer wenig, weil das nicht zu mir passte, aber ich trug diesen knallroten Nagellack, der zwischen Lauras nassen dunklen Haaren noch mehr leuchtete.

Ich hatte mich verändert. Und mit dieser Erkenntnis wiederholte ich innerlich die Frage: Warum hätte Laura das nicht auch tun sollen?

3



Laura hatte mir eine Weile beim Schneiden zugesehen, dabei aber kein Wort gesagt. Ich war die Letzte, die ein Gespräch mit einer Kundin anfing, wenn diese nicht von sich aus redete. Viele wollten einfach ihre Ruhe haben und ich war dankbar für diese Kunden. Den gesamten Tag über im Gespräch zu sein, war nicht nur für meine Stimme anstrengend, sondern auch für mein Gehirn, das abends zu müde war, um vollständige Sätze zu produzieren.

Laura hatte irgendwann die Augen geschlossen, auf meine sanften Hinweise, wie sie ihren Kopf drehen oder halten sollte, aber weiterhin reagiert. Sie war nicht eingeschlafen.

Ich gab mir besondere Mühe mit ihrem Schnitt, überprüfte jede Strähne mehrfach und war sicher, dass das der beste Bob war, den ich je geschnitten hatte.

»Möchtest du, dass ich dir die Haare föhne?«

»Ja.« Sie hielt noch immer die Augen geschlossen.

»Möchtest du die Haare vorher im nassen Zustand sehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich will mich erst dann sehen, wenn du alles perfekt in Form gebracht hast.«

Es war selten, dass Kundinnen nicht die gesamte Zeit über prüften, ob ihnen der neue Haarschnitt gefiel, doch ich respektierte

Lauras Wunsch. In geföhntem Zustand würde sie tatsächlich besser beurteilen können, wie gut ihr der Schnitt stand.

Ich verteilte etwas Hitzeschutz und Festiger zwischen ihren Haaren, nahm Föhn und Rundbürste und gab auch jetzt mein Bestes. Sie würde mit dieser Frisur zu einem wichtigen Geschäftsessen oder zu einem Date mit ihrem Traummann gehen können. Oder sogar zu ihrer eigenen Hochzeit.

Nachdem ich den Föhn ausgeschaltet hatte, fixierte ich die Frisur mit Haarspray und gab ihr mit meinen Händen den letzten Schliff. Für ein paar Sekunden betrachtete ich mein Werk. Kai, der den nächsten Kunden auf den Stuhl neben uns platzierte, nickte mir anerkennend zu.

»Fertig«, sagte ich fast ehrfürchtig.

Laura riss die Augen auf, ihr Mund öffnete sich und sie wirkte … entsetzt?

»Was hast du getan?« Tränen traten in ihre Augen. »Das ist viel zu kurz.«

Der Bob reichte im Gesicht exakt bis ans Kinn. Genau die Länge, die wir im trockenen Zustand besprochen hatten.

»Du hast meine Haare versaut.«

Ich war zu schockiert, um zu antworten. Nicht, weil mich Lauras Reaktion überraschte, sondern weil ich es hätte besser wissen müssen. Weil ich sie als Kundin hätte ablehnen müssen. Kai hätte es verstanden. Vermutlich hätte es sogar meine Chefin verstanden, wenn ich es ihr erklärt hätte.

»Du blöde Kuh. Das hast du mit Absicht gemacht.« Tränen flossen über ihre Wangen, zogen die Mascara mit sich und hinterließen schwarze Spuren auf ihrer Haut. Noch immer betrachtete sie sich im Spiegel. »Ich wollte einen Bob, keinen Kurzhaarschnitt. Wie konntest du mir das antun?« Jemand, der Laura nicht kannte, würde ihren Ausbruch als die große Verzweiflung deuten, die sie darzustellen versuchte. Ich aber kannte dieses Werkzeug bei ihr. Sie hatte es oft genug gegenüber Lehrern und anderen Schülern eingesetzt, um zu bekommen, was sie wollte, oder einer Strafe zu entgehen.

»Du hast kinnlang gesagt, Laura.« Meine Stimme war nicht ganz so stark, wie ich es mir gewünscht hätte, aber auch nicht so schwach, wie sie es vor zehn Jahren gewesen war.

»Es ist zu kurz.« Sie funkelte mich jetzt böse an. »Kein Wunder, dass du's verbockt hast – was will man von deinesgleichen auch erwarten?«

Ich schluckte, unfähig etwas zu sagen, obwohl ich so viele Antworten in meinem Kopf hatte.

Kai reichte ihr ein Taschentuch. »Also, ich finde, dass es toll aussieht.«

Der Kunde, den er gerade bediente, nickte zustimmend. »Ich habe lange keine so schöne Frau mehr gesehen.« Er warf mir einen Blick durch den Spiegel zu. »Ich schätze, es braucht eine wunderschöne Frau, um eine schöne Frau noch schöner zu machen.« Seine Worte waren lieb gemeint, doch er bohrte sie in eine Wunde, die zwar alt, aber nicht verschlossen war. Das zeigte mir Lauras Reaktion.

»Ich war schon vor dieser Tortur eine wunderschöne Frau«, antwortete sie giftig.

»Natürlich, so war das nicht gemeint, ich …«

Kai bedeutete ihm mit einer vorsichtigen Kopfbewegung, zu schweigen. Der Kunde, der sicher schon über fünfzig war, nickte, weil er wohl selbst erkannte, dass er nichts sagen konnte, um die Situation zu verbessern.

»Ich will meine Haare zurück.«

Ich sah zu Boden, wo Lauras lange Strähnen lagen. Für einen Moment überlegte ich tatsächlich, sie ihr als Extensions wieder einzuflechten.

»Du hast mein Leben zerstört.« Sie funkelte mich so wütend an wie damals in der Achten, nachdem Martin ihr gesagt hatte, er wäre in mich verliebt.

Ich atmete tief durch und versuchte auszublenden, *wer* hier vor mir saß. Ich erinnerte mich daran, wie wir normalerweise mit unzufriedenen Kundinnen umgingen, und fand mein Lächeln wieder. Ich hatte nichts falsch gemacht. Kai war mein Zeuge, denn sicher

hatte er gehört, wie Laura mir den Schnitt beschrieben und ich mit ihr besprochen hatte, wie kurz er sein sollte.

»Es tut mir wirklich leid, dass dir der Schnitt nicht gefällt, Laura. Natürlich kannst du dich bei meiner Vorgesetzten beschweren.«

»Beschweren? Verklagen, habe ich gesagt. Ich werde dich verklagen. Das ist Körperverletzung.«

Innerlich kochte ich. Nicht vor Wut, okay, vielleicht auch das. Nein, alles in mir stand auf Spannung. Ich wollte wegrennen. Ich wollte sie aus dem Laden werfen. Ich war sicher, dass ich all dem nur noch für kurze Zeit standhalten konnte. Meine Fassade war stark, doch ich hatte sie noch nicht gegen Laura ausprobieren müssen, denn gebaut hatte ich sie erst, nachdem ich die Schule verlassen hatte.

Noch einmal sammelte ich meinen Atem. »Laura, ich habe mich an deine Anweisungen gehalten und mehrfach nachgefragt. Ich habe dich darüber aufgeklärt, wie lange es dauern wird, bis du deine alte Länge wieder erreichst. Ich habe dir nach dem Schneiden der ersten Strähnen angeboten …«

»So wie du mir die Haare gezeigt hast, sah es viel länger aus. Du hast noch mehr abgeschnitten, als ich die Augen geschlossen hatte.«

Der gesamte Laden hörte ihre Worte. Im Spiegel sah ich, wie eine ältere Frau uns mit leicht geöffnetem Mund anstarrte. Ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen hielt ihr Handy auf uns gerichtet. Klasse, landeten wir jetzt bei TikTok?

Hilfe suchend sah ich zu Kai. Er *musste* gehört haben, wie ich den Schnitt mit Laura besprochen hatte. Bitte, formte ich lautlos mit den Lippen.

Er zuckte mit den Schultern und sagte dann. »Wie Nicky schon erwähnt hat, kannst du dich gern an unsere Chefin wenden. Ich kann bestätigen, was Nicky gesagt hat. Es ist ein kinnlanger Bob, genau, wie du ihn wolltest. Wenn ich ganz ehrlich bin, ist es vielleicht die beste Bob-Arbeit, die ich bisher gesehen habe.«

Später würde ich vielleicht über den Begriff Bob-Arbeit lachen können. Jetzt wartete ich nur gebannt auf Lauras Reaktion.

»Kein Wunder, dass in diesem Saftladen nur Idioten arbeiten. Wer so eine anstellt, der ist offensichtlich nicht besonders wählerisch.«

Der Kunde, der mir schon vor ein paar Minuten zu Hilfe gekommen war, sah Laura nun mit einem entschlossenen Blick an. »Was auch immer Sie damit sagen wollten, es geht zu weit. Das ist ein professioneller Haarschnitt und er steht Ihnen gut. Ich schlage vor, dass sie jetzt bezahlen, dieser Frau ein ordentliches Trinkgeld geben und den Laden dann verlassen.«

Laura sah ihn mit erhobenen Augenbrauen an, ein belustigtes Lächeln auf den Lippen. »Bitte. Ich werde keinen Cent für diesen Mist bezahlen.«

»Der Job wurde nach deinen Anweisungen ausgeführt«, hörte ich mich sagen, während Laura an dem Verschluss des Umhangs herumnestelte. Ich war überrascht, wie fest meine Stimme war. Innerlich bebte ich noch mehr als zuvor. »Du kannst nicht einfach nicht bezahlen.«

»Sie hat leider recht. Wir können dich nicht gehen lassen, ohne dass du Geld auf den Tresen legst.«

Laura hatte die Klammer, die den Umhang zusammen hielt, geöffnet, stand auf und hob das Kinn. Dann nahm sie ihre Tasche von der Ablage vor dem Spiegel, zog ihr Portemonnaie heraus und öffnete das Münzfach. Sie brachte ein Zwanzig-Cent-Stück zum Vorschein, stolzierte zum Tresen, wobei sie ihre Haare auf dem Weg verteilte, weil sie unter ihren Schuhen klebten, und legte es auf die Geldablage. »Bitteschön.« Sie hätte mich auch anspucken können, so widerlich fühlte sich das Wort an. Und bei diesem Gedanken erinnerte ich mich daran, wie sich ihr Speichel wirklich in meinem Gesicht angefühlt hatte. Die Erinnerung machte mich handlungsunfähig. Ich war wieder das vierzehnjährige Mädchen, das noch immer nicht verstand, warum sie nicht mehr mit den anderen befreundet war.

Laura verließ den Laden ohne ein weiteres Wort.

Stille, die auch die Musik aus den Boxen über uns nicht vertreiben konnte, drückte mich zum Boden. Ich streckte eine Hand aus und legte sie auf den Frisierstuhl, um nicht umzukippen oder tatsächlich

zu Boden zu sinken. Die aufsteigenden Tränen hielt ich zurück. So wie auch jede andere Emotion. Nur die Wut nahm ich, um meine Fassade neu zu errichten. Ich sah sie im Funkeln meiner Augen. Ich nutzte ihre Energie, um meinen Arbeitsplatz zu reinigen.

Als die anderen, besonders Kai, sahen, dass ich nichts dazu sagen würde, fanden auch sie zurück in ihre eigenen Kosmen. Das Mädchen senkte das Handy. Der Kunde lächelte mir freundlich zu. Kai nickte und versprach mir damit, dass er auf meiner Seite stand. Und die ältere Frau stand auf und kam zu mir. »Ich fand, dass es toll aussah. Und wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, würde ich dich bitten, mir genau den gleichen Schnitt zu verpassen.« Sie lächelte mich mit so viel Wärme an, dass es mir etwas besser ging.

Doch die Unsicherheit konnte sie nicht vertreiben. Sie galt nicht meiner fachlichen Qualität. Nein, sie galt allem. Laura hatte mir ein weiteres Mal gezeigt, dass sie stärker war als ich. Dass sie in weniger als einer Stunde dafür sorgen konnte, dass ich mich klein und falsch fühlte. An einem Ort, der mir bisher Sicherheit gegeben hatte. Sicherheit, die ich so lange nur im Haus meiner Eltern hatte finden können.

»Hab Vertrauen in dich, Kind.« Die alte Frau strich mir sanft über den Rücken.

Ich nickte, doch gleichzeitig wusste ich, dass es keinen Unterschied machte, ob ich Selbstvertrauen hatte oder nicht. Menschen wie Laura interessierte es nicht, wie ich über mich dachte und wie ich auftrat. Sie würden immer einen Weg finden, mich zu verletzen.

4



Der Rest meiner Schicht lief entspannt. Oder er hätte entspannt verlaufen können, wenn ich nicht immer wieder aus dem Fenster gesehen und nach Laura Ausschau gehalten hätte. Und nach den anderen? Traten sie noch immer gemeinsam auf? Ich folgte keiner von ihnen in den Sozialen Medien, hatte von keiner die Telefonnummer gespeichert, sodass ich ihren WhatsApp-Status nicht sehen konnte. Bis vor ein paar Stunden hatte ich damit gerechnet, oder hatte vielmehr darauf gehofft, weder Laura noch die anderen drei jemals wieder zu sehen.

»Nimm es dir nicht so zu Herzen.« Kai umarmte mich, nachdem wir den Salon abgeschlossen hatten. Wir standen auf der Straße und ich wollte nur noch weg. Ich hätte ihm erzählen können, was damals alles passiert war. Doch ich wollte diese Vergangenheit nicht in meine Gegenwart tragen. Ich wollte nicht, dass die Menschen, die jetzt in meinem Leben waren, wussten, wer ich damals gewesen war. Vielleicht hatte ich Angst, noch immer diese Person zu sein. Irgendwo tief in mir drin. Und vielleicht würde Kai sie erkennen, wenn ich ihn genauer hinsehen ließ. Würde er dann das Gleiche in mir sehen, das alle anderen in mir gesehen hatten?

Es gab nur einen einzigen Menschen, mit dem ich jetzt sprechen wollte. Weil sie mich verstehen würde. Weil sie mich auch damals schon gekannt hatte und wusste, dass ich mich verändert hatte. Dass ich jetzt stärker war.

»Ist schon okay.« Ich setzte mein Lächeln auf. »So was passiert doch immer wieder.«

Er sah mich mit einem skeptischen Blick an. »Nicht in der …«

Ich legte meine Hand auf seinen Oberarm. »Kai, wirklich. Es ist nicht schlimm. Wenn du mich nicht immer wieder daran erinnern würdest, hätte ich es längst vergessen.« Normalerweise log ich nicht, doch in diesem Fall musste ich eine Ausnahme machen, um endlich von hier wegzukommen. Außerdem war Kai kein Freund, sondern ein Arbeitskollege. Ich mochte ihn und wir waren auch schon gemeinsam etwas trinken gegangen. Aber er war niemand, dem ich meine innerste Gefühlswelt offenbaren wollte. Vielleicht kam die Idee aus dem schlechten Gewissen heraus, ihm nicht die Wahrheit gesagt zu haben, aber ich beschloss, ihm auf dem Heimweg eine Kleinigkeit zu besorgen.

Ich gähnte, weil ich wirklich müde war. »Ich will einfach nur nach Hause.«

»Okay, dann … bis morgen.«

Ich schenkte ihm ein ehrliches Lächeln, denn irgendwie war es ja ganz süß, dass er sich um mich sorgte. »Bis morgen.«

Er ging in eine andere Richtung, weil er in Fußlaufweite entfernt wohnte. Ich zog mein Telefon aus der Tasche, setzte die Kopfhörer auf und rief Mandy an.

»Hey, liebste Freundin.«

Ich lächelte beim Klang ihrer Stimme und der Worte, die sie mit ihr sprach. »Na, liebste Freundin«, erwiderte ich und fühlte mich sofort besser. »Wie war dein Tag?«

»Ach, das Übliche. Du weißt ja, wie die Anwälte sind. Viel zu tun. Und die neue Auszubildende kann die Kaffeemaschine noch nicht bedienen, was bedeutet …«

»… dass du mehr Kaffee gekocht und erklärt hast, als dich um die Akten der Klienten zu kümmern.«

»Ja, genau.«

Wir lachten beide.

»Und bei dir? Durftest du irgendwelche extravaganten Frisuren schnippeln, mit denen du dein Portfolio aufpumpen kannst?«

»Na ja, ich habe vor ein paar Wochen einer siebzigjährigen Frau geraten, mit dem Färben aufzuhören. Heute kam sie zum Schneiden und sie hat jetzt weinrote Spitzen. Zählt das?«

»Vielleicht. Was hast du sonst noch?«

Ich seufzte. Gern hätte ich weiter mit ihr herumgeblödelt. Für einen Moment überlegte ich sogar, ihr die Sache mit Laura zu verschweigen. Aber Mandy war meine beste Freundin. Ihr so etwas zu verheimlichen, wäre ein echter Vertrauensbruch.

»Was ist los?« Sie kannte mich zu gut. »Blöde Kunden?«

»*Eine* blöde Kundin.«

»Hat sie kein Trinkgeld gegeben, nachdem du ihre megafettigen Haare gewaschen und dann ihren selbst fabrizierten Schnitt in Form gebracht hast?«

»Schlimmer.« Ich saugte die Luft ein, auch wenn die direkt neben der Straße nicht dafür geeignet war, die Tiefen meiner Lungen zu fluten.

»Was ist passiert?«

»Laura war da.«

»Laura?« Sie schien wirklich überlegen zu müssen. »Welche Laura?«

»Mandy! Wie viele Lauras kennst du, von denen ich nicht begeistert wäre, wenn sie einen Termin bei mir vereinbaren?«

»O Gott. Laura-Laura?«

Ich nickte, obwohl sie es nicht sah. »Laura-Laura.«

»Was wollte sie?«

Ich überlegte. »Das ist eine verdammt gute Frage.«

»Wie meinst du das?«

Ich erzählte ihr in jeder Einzelheit, was vorgefallen war. Wie Laura zu spät kam, wie sie mir davon vorgeschwärmt hatte, ihren Vater zu überraschen. Und wie sie sich dann in das Mädchen verwandelt hatte, das mir vier Jahre lang das Leben zur Hölle gemacht hatte.

»Kai meinte, es wäre der beste Bob, den ich je geschnitten habe.«

»Kai war da?«

Ich verdrehte die Augen. Natürlich, bei der Erwähnung seines Namens war alles andere egal. Mandy war schon seit drei Jahren in ihn verschossen. Er interessierte sich aber nicht für sie. Er hatte nicht einmal mit ihr ausgehen wollen. Das hatte sie gekränkt. Trotzdem fragte sie immer wieder nach ihm und manchmal tauchte sie im Laden auf, um sich die Haare schneiden zu lassen, wenn sie wusste, dass er da war.

»Mandy«, sagte ich etwas genervt.

»Sorry«, erwiderte sie kleinlaut. »Aber glaubst du wirklich, sie würde dich verklagen?«

»Keine Ahnung. Welche Chancen hätte sie?«

»Ich bin nicht sicher. So einen Fall hatten wir noch nicht. Ich kann mal nachfragen, wenn du willst.«

Ich wollte nicht. »Nein, das bauscht die Sache nur noch mehr auf. Ich will es einfach vergessen. Meine Chefin haben wir schon vorgewarnt.«

»Was hat sie gesagt?«

»Sie hat gelacht und gemeint, Laura sollte nur versuchen, rechtliche Schritte einzuleiten. Sie meinte, es gäbe ausreichend Zeugen dafür, dass ich alles richtig gemacht hätte. Außerdem hätte sie schon mit einigen unzufriedenen Kundinnen zu tun gehabt und wüsste, wie sie mit ihnen umgehen müsste.«

»Aha, und wie?«

»Das hat sie mir nicht verraten. Aber ich schätze, Laura könnte endlich auf jemanden stoßen, der ihr gewachsen ist.«

»Ach, komm schon, Nicky. Du bist ihr auch gewachsen.«

»Ich habe mich nicht gefühlt, als wäre ich ihr gewachsen.« Mandy war der einzige Mensch auf der Welt, dem gegenüber ich das zugeben würde. Meinen Eltern hatte ich nie verraten, wie schlecht es mir wirklich gegangen war, und in meinem heutigen Leben hielten mich alle für eine toughe, selbstbewusste Frau, die solche Biester wie Laura Müller mit einem Schulterzucken abschüttelte. Sie hatten es nicht mitbekommen. Sicher, sie hatten manchmal gesehen,

wenn ich geweint hatte. Doch ich war ein Teenager. Teenager weinen aus den verschiedensten Gründen. Sie schließen sich auch ohne Mobbing in ihren Zimmern ein. Für meine Eltern war ich einfach ein normales Mädchen, das zur Frau wurde und versuchte, mit diesem Prozess klarzukommen.

»Das bist du aber. Nicky, du bist so stark geworden. Du bist nicht mehr das schwache Mädchen von damals. Ich bin sicher, dass Laura das auch gemerkt hat. Sie wird sich hüten, noch einmal zu kommen und dir das Leben schwer zu machen.«

Ich lächelte und eine beruhigende Wärme erfüllte mich. »Ich hoffe, du hast recht.«

»Das habe ich. Und jetzt kommen wir zu wichtigeren Menschen als Laura Müller. Was hatte Kai heute für eine Hose an?«

Ich lachte laut auf und schüttelte dann den Kopf. »Du wirst einfach nicht aufgeben, oder?«

»Niemals«, beteuerte sie. »Er wird schon noch merken, dass ich die Frau seiner Träume bin.«

»Oh, Mandy.«

»Lass mir diese Schwärmerei. Du weißt überhaupt nicht, was für ein Glück du hast. Die Anwaltsserien im Fernsehen haben mir versprochen, dass ich für heiße Kerle in ihren Dreißigern arbeiten würde. Und was habe ich bekommen? Dickbäuchige Glatzköpfe in ihren Fünfzigern.«

»Fies.«

»Nein, das ist es nicht. *Du* siehst keine Glatzköpfe. Deine Kunden haben alle Haare.«

»Manche aber auch dicke Bäuche«, wandte ich ein.

»Manche, Liebes, manche.«

Wir lachten, bis ich den Eingang zum Bahnhof erreichte. »Okay, liebste Freundin. Ich werde jetzt nach Hause fahren. Danke, dass du meinen Abend in diese schöne Richtung gedreht hast.«

»Immer wieder gern. Ich hab dich lieb, Nicky.«

»Ich dich auch.«

Wir beendeten das Gespräch und ich betrat das Bahnhofsgebäude mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit. Ich hatte nicht viele

Freunde, weil es mir so schwerfiel, mich anderen zu öffnen, ihnen zu vertrauen. Doch eigentlich brauchte ich auch niemanden außer Mandy. Sie war immer für mich da, genau wie ich für sie. Wer brauchte einen großen Freundeskreis, wenn er diesen einen Menschen hatte, der einen zu hundert Prozent verstand?

5



Meine U-Bahn fuhr gerade ein, als ich den Bahnsteig erreichte. Ein weiteres Zeichen, dass dieser Tag gut endete. Vielleicht würde mich diese Intrige, anders als früher, nicht auf den Boden ziehen. Endlich standen Menschen auf meiner Seite. Kai und die beiden Kunden würden bezeugen, dass ich meinen Job korrekt gemacht hatte. Meine Chefin vertraute mir. Und Mandy stand an meiner Seite. Dieses Mal war ich nicht allein. Und ich war ziemlich sicher, dass Laura das auch gemerkt hatte.

Ob sie das von Anfang an geplant hatte? Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Wer würde sich die Haare kürzer schneiden lassen, als es ihm gefiel, nur, um einer anderen Person zu schaden?

Ich stieg in den Waggon und suchte mir einen Platz neben einer jungen Frau, die auf ihrem Telefon herumtippte. Ich wollte mich nicht direkt neben sie setzen, weil ich nicht wollte, dass sie den Eindruck bekam, ich würde sie beim Texten beobachten, deshalb ließ ich einen Sitz zwischen uns frei. Meine Kopfhörer ließ ich auf den Ohren, um mich von der Außenwelt abzuschotten. Weil ich trotzdem mitbekommen wollte, was um mich herum geschah, schaltete ich jedoch wieder keine Musik an.

»Vermietest du zufällig eine Schlafcouch?«

Irritiert wandte ich mich nach links zu der Frau. Hatte sie mit mir gesprochen? Nein, sie hielt ihr Handy am Ohr. Schnell wandte ich den Kopf wieder ab, hörte jetzt aber genauer zu, als sie weitersprach.

»Sascha … Mein …« Sie wirkte unsicher und ich betrachtete sie in der Scheibe vor uns. Sie sah traurig und müde aus.

»Er hat mich betrogen.«

Scheiße. Ich war hin- und hergerissen. Warum führte sie so ein Gespräch in einer U-Bahn? Ich war schließlich nicht der einzige andere Fahrgast in Hörweite. Doch als ich mich umsah, erkannte ich, dass die meisten ebenfalls Kopfhörer auf oder in den Ohren hatten. Vermutlich rechnete die Frau nicht damit, dass jemand sie trotzdem verstehen konnte.

»*Sie* hat es mir letzte Woche erzählt, aber ich habe es ignoriert und ihn nicht darauf angesprochen.«

Tiefes Mitgefühl ergriff mich. Warum hatte sie nicht sofort mit ihm gesprochen?

»Jetzt sind sie in meiner Wohnung. Sascha, Alexandra und ihr Bruder.« Sie schwieg für einen Moment und sprach dann weiter. »Alexandra hat Asche über meinen Lesesessel verkippt. Sascha ist, ohne mich zu fragen, bei mir eingezogen.«

Warum ließ sie das mit sich machen? Immer wieder fragte ich mich, wie Frauen in solche Beziehungen geraten konnten. Okay, ich hatte gar keine Beziehung, aber das hatte genau wie mein fehlender Freundeskreis tiefgreifende Gründe. War es bei ihr genauso?

»Er hat seinen Job verloren und ich vermute, dass er die Miete für seine Wohnung nicht mehr bezahlt hat. Bei mir zahlt er auch nichts. Er … verdammt, Anne, ich habe mich zwei Jahre lang von ihm ausnutzen und beleidigen lassen. Ich habe mich noch nie besonders wohl in meiner Haut gefühlt, aber er hat dafür gesorgt, dass ich mich verabscheue. Verdammt, Anne, wenn du wüsstest, welche Dinge er zu mir gesagt hat.«

Am liebsten hätte ich nach ihrer Hand gegriffen. Doch ich betrachtete sie nur weiter in der Scheibe gegenüber.

»Anne?«

»Anne, bist du noch dran?«

»Anne?«

Sie nahm das Telefon vom Ohr und drehte das Display zu sich. »Verdammt«, flüsterte sie leise. Dann hantierte sie mit dem Telefon und sagte nach einer Weile deutlich lauter: »Scheiße, scheiße, scheiße.«

Ich hatte den Blick nun zu ihr gewandt und erkannte, dass ihr Display schwarz war. Vermutlich war der Akku leer. Meine Powerbank, die ich nicht gebraucht hatte, weil ich mein Telefon im Salon hatte aufladen können, fiel mir wieder ein.

»Brauchst du eine Powerbank?«

Sie zuckte etwas zusammen und sah mich erschrocken an.

»Nein, ich …«, sagte sie so unsicher, dass es mir fast das Herz brach. »Ist schon gut.«

Ich verdrehte die Augen, lächelte sie aber freundlich an. Nicht mit dem Lächeln, das ich so viele Jahre geübt hatte. Dieses Lächeln wuchs aus tiefem Mitgefühl. »Ist dein Akku leer?«

»Ja«, sagte sie leise.

Es fiel mir leicht, in die Rolle der Starken zu treten, wenn ich das Gefühl hatte, jemand brauchte meine Hilfe. Dann wurde ich zu dem Menschen, den ich selbst damals gebraucht hätte. »Steckst du gerade in einer Krise und würdest gern telefonieren?«

Sie presste die Lippen aufeinander.

Ich öffnete meine Handtasche und zog meine Powerbank hervor, froh darüber, dass ich sie nicht gebraucht hatte. »Ich fahre bis zum Alex. Du kannst sie so lange haben.«

Sie wirkte, als wäre sie es nicht gewohnt, dass ihr jemand half, und ich rutschte noch tiefer in die Rolle der Helferin, weil ich mich mit ihr verbunden fühlte. Vielleicht hatte ich nie in *ihren* Schuhen gesteckt, aber ich wusste, wie es sich anfühlte, verarscht zu werden. Und ich war seitdem gewachsen.

»Danke«, sagte sie sehr leise.

»Gern geschehen.«

»Das hast du verstanden?« Sie runzelte die Stirn und deutete auf meine Kopfhörer. Dann schloss sie ihr Telefon an die Powerbank an. Es gingen mehrere Kabel von ihr ab. Ich hatte sie mir gekauft,

um unterwegs nicht nur mein Handy, sondern auch andere Geräte laden zu können.

Ich nahm die Kopfhörer von den Ohren und legte sie um meinen Nacken. »Sie sind nur dafür gedacht, damit mich nicht ständig jemand anspricht und …« Ich zögerte, nein, ich wollte nicht über mich sprechen. Ich wollte ihr nicht meine Unsicherheiten vor die Füße werfen. Auch deshalb, weil sie nicht das Gefühl haben sollte, ich wäre schwach. Es gab schließlich nur einen Menschen, dem gegenüber ich das zeigte. »Na ja, damit ich die Gespräche der anderen nicht mitbekomme.« Ich musterte sie eine Weile. »Deins habe ich aber gehört.«

Sofort errötete sie etwas. Schämte sie sich? Warum hatte sie dann an einem so öffentlichen Ort mit jemandem darüber gesprochen?

»Ruf die Polizei und schieß ihn in den Wind.« Es war ein Rat, den meine Mutter einer Frau wie ihr gegeben hätte. »Er hat dich nicht verdient.« Das war etwas, das aus meinem tiefsten Inneren kam. Wir sollten uns die Menschen in unserem Leben sehr genau aussuchen. Dieser Kerl hätte nicht einmal in die engere Auswahl kommen dürfen.

Sie erwiderte nichts.

»Und wenn du jetzt glaubst, dass es so einfach nicht ist, dann stimmt das. Niemand hat behauptet, dass es einfach wäre. Das ist es nicht. Aber du bist es dir selbst schuldig, dass du für dich einstehst.« Meine Worte klangen, als würde ich sie selbst leben. Meistens tat ich das auch. Oder? Heute war ich schließlich für mich eingestanden, als Laura aufgetaucht war. Ja, ich hatte gezittert und war froh gewesen, dass Kai da gewesen war, doch ich hatte mich nicht wie ein kleines Mäuschen vor ihr versteckt.

»Wie meinst du das?«, fragte die Frau mit erstickter Stimme.

Ich lächelte, schaffte es aber nach der Erinnerung an Laura nicht, so viel Wärme hineinzulegen, wie ich es gern getan hätte. »Wie heißt du?«

»Teresa. Aber meine Freunde nennen mich Resa.«

Ich hob einen Mundwinkel. »Ich bin Nicole«, sagte ich, auch wenn es nicht stimmte. »Meine Freunde nennen mich Nicky.« Der Spitzname war echt.

Jetzt schenkte auch sie mir ein halbes Lächeln. »Ich schätze, wir sind U-Bahn-Freundinnen.«

U-Bahn-Freundinnen. Das mochte ich. Aber das Wort *Freundin* beschwor erneut das Bild von Laura herauf. Dieses Mal das des elfjährigen Mädchens, das mich so liebevoll in den Kreis ihrer Freundinnen aufgenommen hatte. Ich schaffte es dennoch, zu lächeln, und erwiderte: »Powerbank-Buddies.« Das nahm der Verbindung etwas an Gewicht.

Ich rutschte einen Sitz näher zu ihr und konzentrierte mich wieder auf meine helfende Rolle. »Resa, kein Kerl auf der Welt hat das Recht, dich runterzumachen, zu betrügen und dir deine Wohnung zu nehmen. Und wenn er das tut, dann hast du das Recht, ihm dafür den Arschtritt seines Lebens zu geben.«

Eine Weile überlegte sie und fragte irgendwann: »Aber was dann?«

»Wie meinst du das?« Ich war irritiert. Hatte ich mich nicht klar genug ausgedrückt?

»Wenn er nicht mehr in meinem Leben ist, was mache ich dann?«

Es war, als würde etwas in mir zerbrechen. Ein Widerstand, den ich ihr gegenüber noch immer festgehalten hatte. Am liebsten hätte ich sie in den Arm genommen. Doch das wäre seltsam gewesen. Deshalb legte ich all die Kraft in meine Worte, die ich finden konnte. »Dann lebst du ein Leben, das sich gut anfühlt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie kann sich *mein* Leben gut anfühlen?« Dann biss sie sich fest in die Lippe, bis sich die Stelle rot färbte. Verdammt. Sie brauchte wirklich Hilfe und ich war nicht mehr sicher, ob ich die Richtige für diese Rolle war.

»Indem du es so gestaltest, wie du es willst«, schlug ich vor, ohne richtig zu wissen, wie ich das meinte.

Sie schüttelte wieder den Kopf und sah mich an, als käme ich aus einer für sie fremden Welt - anders fremd als für Laura. »Sieh mich doch an«, flüsterte sie und wirkte dabei so verletzlich wie jemand, der gerade sein Innerstes vor einer Horde Wölfe präsentierte und hoffte, sie würden sie nicht zerfleischen.

Ich sammelte mich und entschied, dass ich ihr helfen musste, egal, ob ich der Rolle gewachsen war. Jetzt gerade hatte sie offenbar niemand anderen. »Das tue ich schon die ganze Zeit. Und weißt du, was ich sehe?«

Langsam hob sie den Blick und sah mich furchtsam an. Verdammt, sah ich so gemein aus? »Nein. Oder … ich kann es mir denken.«

Ihre Worte verstärkten meinen Willen, ihr zu helfen, noch mehr. Sie wirkte wie ein verletztes Tier, das sich nicht entschieden hatte, ob es um sein Leben kämpfen sollte oder nicht. »Ich sehe eine Frau, die lernen darf, für sich einzustehen.«

»Wie meinst du das?«

Ich legte meine Hand auf ihre, auch wenn die Geste vielleicht unangebracht war. Ich dachte an Mandy und mir kam ein Gedanke. »Resa, hast du eine beste Freundin?«

Sie überlegte lange und irgendwann sagte sie ausweichend: »So was in die Richtung.«

Das musste reichen, auch wenn mein Mitgefühl weiter stieg. Ich wusste, wie es war, keine Freunde zu haben. Doch ich kannte auch das Gefühl, wenigstens diesen einen Menschen in meinem Leben zu haben. »Hast du sie lieb?«

Wieder überlegte sie sehr lange. »Ich schätze schon.«

Okay, wenigstens etwas. Ich lächelte. »Dann stell dir jetzt vor, sie würde in deiner Situation stecken. Sie würde dein Leben führen. Was würdest du dir für sie wünschen?«

Sofort wiegelte sie ab. »Das kann man doch gar nicht vergleichen. Anne ist ganz anders als ich.«

Ich ließ mich nicht beirren, ging nicht auf ihre Worte ein und fragte: »Was würdest du dir für sie wünschen?«

»Nicky. Das ist doch klar. Ich wünsche mir, dass sie glücklich ist. Dass sie Spaß hat, einen tollen Job und einen tollen Mann. Kinder, Bücher und Freunde. Dass sie gesund ist, toll aussieht, verreist und in einer wunderschönen Wohnung lebt.«

Endlich kamen wir der Sache näher. Das war gut, denn ich würde gleich aussteigen müssen. »Klingt toll«, erwiderte ich.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Und wenn ich mir selbst vertraue.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© ANDREA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.